Zeno-Zeitung

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 739

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus — Gronauer Volkszeitung — Eper Volksblatt

Nummer 297 | Sonntag, den 28. Oktober 1934 | Jahrgang 1934

Der Tag des deutschen Handwerks.

Heute ist der Tag des deutschen Handwerks, an dem in Braunschweig die zentrale Kundgebung für ganz Deutschland stattfindet. Aber überall im Reiche wird diese Kundgebung durch den Rundfunk miterlebt werden. Insbesondere werden Meister, Gesellen und Lehrlinge in den rund 18 000 Innungsversammlungen, die für die gleiche Stunde angesetzt sind, daran teilnehmen und Zeuge sein der feierlichen Verpflichtung von etwa hunderttausend Amtswaltern des Reichsstandes des deutschen Handwerks durch den Reichshandwerksmeister W. S. Schmidt.

Der heutige Sonntag ist indessen nicht nur ein Tag des Handwerks, sondern er soll, richtig verstanden, auch ein Tag für das Handwerk sein, ein Tag der Besinnung, der jeden zur werktätigen Hilfe durch Erteilung von Aufträgen mahnt.

Der Reichshandwerksmeister erinnert in einem zu dem Handwerkertage geschriebenen Aufsatz, anknüpfend an die gleiche Kundgebung des vorigen Jahres, daran, daß fast anderthalb Millionen handwerklicher Betriebe, hinter denen rund acht Millionen Menschen stehen, sich zum 28. Oktober an alle Volksgenossen wenden und ihnen zurufen: „Helft uns helfen, gebt uns Arbeit und Brot, damit auch wir wieder anderen helfen können!" „Deine Hand dem Handwerk" — „das soll," so schreibt der Reichshandwerksmeister, „heute, wie damals und für alle Zukunft gelten. Es darf kein Nebeneinander oder Gegeneinander, sondern nur noch ein Miteinander geben. Das Handwerk rechtfertigt das ihm heute entgegengebrachte Vertrauen. Es hat durch eine straffe Organisation vor allem im eigenen Hause Ruhe und Ordnung geschaffen und damit den Grund gelegt zu der ersprießlichen Weiterarbeit aller Berufsangehörigen. So werden in den neuen Pflichtinnungen auch diejenigen erfaßt, geleitet und überwacht, die bisher durch schlechte und unpünktliche Arbeit den Ruf des Handwerks geschädigt haben. Außerdem sorgt die handwerkliche Ehrengerichtsbarkeit künftig dafür, daß Verletzungen der Standesehre und Verstöße gegen den Gemeinschaftsgeist geahndet werden. Hierzu gehören auch Uebervorteilung des Kunden und unlauterer Wettbewerb. Das Handwerk will die hochwertige Leistung des schaffenden Menschen noch stärker als bisher herausstellen. Das ist zunächst eine kulturelle und erst in zweiter Linie eine wirtschaftliche Angelegenheit, denn handwerklich arbeiten heißt: seine Sache aus Freude am Werk und nicht allein um des Verdienstes willen so gut und schön wie möglich machen. Handwerklich arbeiten heißt weiter: Etwas Einmaliges gestalten. Handwerklich arbeiten heißt schließlich: aus der Verbundenheit mit Volk und Heimat und aus dem Erleben der Zeit heraus die rechte Form suchen und finden, ohne Künstlerhochmut, aber mit künstlerischem Gewissen. Deshalb ist Handwerksarbeit Wertarbeit. Und das ist es auch, was der neue deutsche Mensch im Grunde seines Wesens sucht: das Wahre, Unverfälschte und Ursprüngliche, wo immer es sei. In der Handwerksarbeit findet er es."

★

Zu jeder Zeit war das Handwerk Träger eines gesunden, nationalen und volklichen Lebensgefühls und eines ausgeprägten Gemeinschaftsgedankens. Standesbewußtsein und Standesehre wurden stets im deutschen Handwerk gepflegt und fanden Ausdruck in der sprichwörtlich gewordenen „Ehrsamkeit des Handwerks." Ein ererbter Berufsstolz und ein starkes Verantwortungsbewußtsein kennzeichnen das Handwerk und die Arbeit im handwerklichen Betrieb. Marxistische Ideologien und Liberalismus fanden im deutschen Handwerk nie einen nachhaltigen Niederschlag. Aus einem natürlichen Gefühl für das Gesunde, für den Wert gemeinschafthildender Kräfte, lehnte es die gemeinschaftzerstörende Klassenkampfidee ebenso ab, wie die unhemmte Freizügigkeit und Verantwortungslosigkeit eines liberalistischen Individualismus. Es erkannte, daß Voraussetzung und Grundlage seiner Existenz die Gemeinschaft sei und daß von ihrer Erhaltung seine eigene Existenz und Zukunft abhing. So verschloß es sich auch in der Zeit des Niederganges nach dem Kriege den gemeinschaftzersetzenden politischen und wirtschaftlichen Strömungen und bekannte es sich zu seiner gemeinschaftsgebundenen und gemeinschaftbejahenden Tradition. Die Konzentrationstheorie des Marxismus hat das Handwerk durch seine wirtschaftliche Behauptung glänzend widerlegt. Als Wirtschaftszweig mit überwiegendem Kleinbetrieb auf vielen Gebieten einer scharfen Konkurrenz der industriellen Großbetriebe und Massenerzeugung ausgesetzt, ist es dennoch nicht von der Industrie „aufgefressen" worden, wie der Marxismus prophezeite. Es hat im Gegenteil seine Leistung durch stärkere Maschinenverwendung, verbesserte Arbeitsmethoden und erhöhte Qualitätsleistung weiter gesteigert und den Beweis erbracht, daß es auch — und gerade — im Zeitalter der industriellen Tätigkeit volkswirtschaftlich unentbehrlich ist. Die Arbeit des Handwerks ist heute notwendige Ergänzung der Industriearbeit mehr denn je zuvor, und damit volkswirtschaftliche Notwendigkeit auch für die künftige Wirtschaftsentwicklung.

Die Arbeit im handwerklichen Kleinbetrieb und insbesondere die handwerkliche Lehre und Berufsausbildung ist wichtige Voraussetzung für die Pflege und Erhaltung deutscher Wertarbeit, die auf der handwerksmäßigen Arbeit beruht. Wie nirgendwo ist gerade im Handwerk dem ins Berufsleben eintretenden jungen Menschen die Möglichkeit gegeben, sich eine universelle Kenntnis aller Berufsfragen und Beherrschung aller Berufsarbeiten anzueignen. Die Pflege der Gemeinschaft im handwerklich-familiennahem Kleinbetrieb bietet zudem in besonders günstiger Weise die Voraussetzung für die Pflege wirklicher Arbeitskameradschaftsgesinnung.

Qualitätsleistung ist die Grundlage des Handwerks in wirtschaftlicher Hinsicht. Ohne Qualitätsleistung kann sich kein handwerklicher Betrieb auf die Dauer halten, sie ist Vorbedingung für das Vorwärtskommen des Handwerksmeisters. Qualitätsleistung setzt Arbeitsbeherrschung und Arbeitsdisziplin voraus. In der Heranbildung eines tüchtigen Berufsnachwuchses nicht nur für sich selbst, sondern auch in der Vermittlung eines hochwertigen handwerksmäßigen Fach- und Qualitätsarbeiternachwuchses für die deutsche Industrie ist dem deutschen Handwerk eine wichtige Zukunftsaufgabe gestellt. Es soll damit über den Rahmen des eigenen Standes hinaus beitragen am wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands, der nur mit einer tüchtigen vollwertigen Arbeiterschaft vollbracht werden kann.

★

Das deutsche Volk weiß es in seiner großen Mehrheit immer noch viel zu wenig, wie stark das Handwerk heute noch rein zahlenmäßig und dem Umsatz nach das wirtschaftliche Leben beherrscht. Das kommt zum großen Teil von dem leider weitaus stärker entwickelten Interesse, das die rein kapitalmäßig interessierten Volksschichten den Aktiengesellschaften und großen Unternehmungen entgegenbringen. Ueber die Leistung und die Umsätze des Handwerks selbst erhält die breite Masse des Publikums nur dann und wann Kenntnis. Und doch sind es Zahlen, die sich getrost neben den Produktionsleistungen und den beschäftigten Personen unserer größten Industriegruppen sehen lassen können.

Hier sind die Betriebszählungsergebnisse aus dem Jahre 1933: Wir hatten in Deutschland unter 1,4 Millionen handwerklichen Betrieben 276 000 Schneidereien mit 498 000 Meistern, Gesellen und Lehrlingen, 104 000 Bäckereien mit 390 000 Beschäftigten, 64 000 Maurerbetriebe mit 344 000 Personen, 104 000 Fleischereien mit 323 000 Beschäftigten, 112 000 Tischlereien mit 312 000 Personen. In 161 000 Schuhmachereien arbeiteten 280 000 Schuhmacher. In 94 000 Friseurgeschäften 203 000 Menschen. In 84 000 Malerbetrieben 199 000. Das Klempner-, Buchdrucker-, Schmiedehandwerk beschäftigt gleichfalls jeweils über 100 000 Menschen.

Diesen gewaltigen Zahlen entsprechen auch die erzielten Umsätze. Aus ihnen geht allerdings auch klar und deutlich die wirtschaftliche Notlage des Handwerks hervor. Das kann man natürlich niemals generell sagen, weil es immer relativ gut beschäftigte Handwerke und daneben aber auch solche gibt, die nur mühsam ihre Existenz behaupten. Die Umsätze gingen von 20,6 Milliarden Mark in der Zeit der Scheinblüte auf 10 Milliarden im Vorjahre zurück. In diesem Jahre konnten die Umsätze um rund 35 Prozent auf 13,5 Milliarden Mark wiedergesteigert werden. Von den einzelnen Umsätzen entfallen auf die Nahrungsmittelhandwerke 7,6, auf das Bauhandwerk 4,1, die Bekleidungshandwerke 3,2, die metallverarbeitenden Handwerke 2,8 Milliarden Mark.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Bevorzugung der Industrie durch den Marxismus, die Kriegszeit, in der das Handwerk am allerwenigsten an den Heereslieferungen Anteil hatte, die Material- und Kreditschwierigkeiten der Nachkriegszeit nicht zuletzt am Marke des Handwerks zehrten. Rund die Hälfte aller Handwerksbetriebe erbrachten im vergangenen Jahre noch keine 1500 Mark Jahreseinkommen. Nach vorsichtigen Statistiken fehlen immer noch 1 bis 2 Milliarden Mark am Existenzminimum des Handwerks. Die Gewinne sind von 4 Milliarden Mark in den Jahren der Scheinkonjunktur auf 1,5 Milliarden Mark im Jahre 1933 abgesunken.

Was das Handwerk über Wasser hielt, war seine Tüchtigkeit, seine Elastizität und gewiß auch der Umstand, daß 40 Prozent aller Handwerksmeister zugleich ländlichen oder städtischen Grundbesitz ihr Eigen nannten und dadurch krisenfester waren als andere Gewerbezweige. Aber, wie gesagt, die Notzeit ist noch nicht überwunden. Erst der Anfang dazu ist gemacht, der allerdings schon erkennen läßt, daß die Kurve aufwärts geht. Doch ist dafür eins Voraussetzung: Daß das wiedergeweckte Interesse des deutschen Volkes an der handwerksmäßigen Qualitätsarbeit wach bleibt. Das ist die Mahnung, die hier mit dem Ausdruck der Achtung und Hochschätzung des Handwerkerstandes und seines Schaffens verbunden sein soll. Und in diesem Sinne sei der alte Meister- und Gesellengruß hinzugefügt: Gott segne das ehrbare Handwerk!

Die japanische Gleichberechtigungsforderung.

Amerika unnachgiebig für 5:5:3.

£ **London**, 27. Oktober.

„Times" ist in der Lage, nähere Einzelheiten über die japanischen Vorschläge in den Londoner Flottenbesprechungen mitzuteilen.

Die Japaner, führte das Blatt aus, unterscheiden zwischen offensiven und devensiven Waffen. Zu den offensiven Waffen gehören Flugzeugmutterschiffe, Großkampfschiffe und Kreuzer der A-Klasse (d. h. Kreuzer mit Geschützen von mehr als 15 cm Kaliber). Japan schlägt nun vor, jede dieser Kategorien besonders zu begrenzen. Da es sich um offensive Waffen handelt, soll die Begrenzung so weit wie möglich gehen. So ist Japan bereit, Flugzeugmutterschiffe völlig abzuschaffen.

Die devensive Kategorie von Kriegsschiffen soll aus kleineren Kreuzern mit Geschützen von höchstens 15 Zentimeter Kaliber, Zerstörern und U-Booten bestehen. Für diese drei Schiffsklassen soll eine Gesamttonnage festgesetzt werden, die für die drei Mächte gleich hoch sein soll. Die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Japan würden dann das Recht haben, die Gesamttonnage auf die drei Schiffsarten ganz nach eigenem Belieben zu verteilen. Es verlautet auch, daß die japanische Delegation zwar in jeder Beziehung eine theoretische Gleichheit mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten verlange, zugleich aber andeute, daß die japanische Regierung nicht unbedingt bis zur Höchstgrenze bauen werde, sondern sich dazu nur im Notfalle entschließen werde.

Ueber die Haltung der Amerikaner meldet die „Times", bisher deute nichts darauf hin, daß die amerikanische Delegation bereit sei, die im Washingtoner Vertrag festgesetzten Maßstäbe aufzugeben. Leichte Abänderungen würden sicher vereinbart werden können, aber das Verhältnis 5:5:3 für Amerika, England und Japan werde schon deshalb als grundlegend betrachtet, weil die Japaner bei diesem Stärkeverhältnis in ihren heimischen Gewässern bereits unangreifbar seien. Dem Blatt zufolge wird Japan dem entgegenhalten, daß die amerikanische Flotte in ihren heimischen Gewässern ebenfalls unangreifbar sei und daß die Gleichheit der japanischen Flotte in dieser Beziehung keinen Unterschied machen würde, ganz besonders, wenn der japanische Vorschlag auf energische Verringerung der Großschiffstypen Annahme fände.

Ueber die Haltung Englands meldet „Times" nur, die britischen Vertreter hätten sich bisher im wesentlichen auf das Anhören der Vorschläge der beiden anderen Parteien beschränkt. Doch seien bestimmte britische Bedürfnisse bereits geäußert worden und zwar vermutlich hinsichtlich der Zahl der britischen Kreuzer.

Die „Times" schließt: Die Hauptschwierigkeit bleibt die Frage, ob das Stärkeverhältnis 5:5:3 aufrechterhalten werden soll. In Tokio sei erklärt worden, daß Japan keinen neuen Vertrag auf dieser Grundlage unterzeichnen werde und nötigenfalls den Washingtoner Vertrag vor Ende dieses Jahres kündigen werde, d. h. zwei Jahre vor Ablauf seiner Gültigkeit.

Die angebliche Rückständigkeit der britischen Kriegsflotte.

£ **London**, 27. Oktober.

Zu den gegenwärtigen Flottenbesprechungen schreibt der Marineberichterstatter der „Times" einen Aufsatz, der aus einem Vergleich der Großkampfschiffe Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschlands Schlüsse auf die Rückständigkeit der britischen Schlachtflotte zieht. In dem Aufsatz wird u. a. ausgeführt:

Das 1932 auf Stapel gelegte französische Linienschiff „Dunkerque" hat mit seinen 26 500 Tonnen und acht 32,5 Zentimetergeschützen eine Größe und Kampfkraft mittlerer Art, während die beiden italienischen Schlachtkreuzer „Vittorio Veneto" und „Littorio", die am morgigen Sonntag auf Stapel gelegt werden sollen, die vertraglich zulässige Höchststärke erhalten werden; 35 000 Tonnen und Geschütze von 40 Zentimeter Kaliber. Zu der Zeit, wo die Pläne für die „Dunkerque" fertiggestellt wurden, war der neueste Panzerschifftyp, die „Deutschland", die eine Wasserverdrängung von 10 000 Tonnen besitzt mit sechs Geschützen von 27,5 Zentimeter ausgerüstet ist, und eine Geschwindigkeit von 26 Knoten besitzt.

Die britische Marine ebenso wie die amerikanische und japanische ist durch den Londoner Flottenvertrag verhindert, vor Ablauf des Jahres 1936 ein neues Schlachtschiff auf Stapel zu legen. Infolge der hohen Geschwindigkeit der neuen Kriegsschiffe der Festlandsmächte (26 bis 30 Knoten) würde keines der vorhandenen britischen Schlachtschiffe imstande sein, sie zu überholen. Nur die Schlachtkreuzer „Hood", „Renown" und „Repulse" sind schnell und stark genug, um ein Schiff der „Deutschland"-Klasse mit günstigen Aussichten angreifen zu können. Nur der „Hood" könnte ein Schiff der „Dunkerque"-Klasse mit günstigen Aussichten angreifen. Kein britisches Schiff könnte aber hoffen, es mit den neuen italienischen unter annähernd gleichen Bedingungen aufzunehmen. Die drei erwähnten britischen Schlachtkreuzer wurden vor beinahe 20 Jahren entworfen und haben Geschütze von 37,5 Zentimetern, während die italienischen Schiffe mit Geschützen von 40 Zentimetern ausgerüstet sein werden. Wie lange Zeit der Bau der französischen und italienischen Schiffe beanspruchen wird, ist gegenwärtig zweifelhaft. Für „Nelson" und „Rodney" war eine Bauzeit von beinahe fünf Jahren notwendig. Die „Dunkerque" ist seit zwei Jahren in Bau und wird vielleicht 1937 in Dienst gestellt werden. Die italienischen Schiffe werden vielleicht schneller gebaut werden, falls aus dem Tempo des italienischen Kreuzerbaues Schlüsse gezogen werden können.

„Die einsame deutsche Fliegerin" in Amerika.



Die durch ihre wagemutigen Flüge weltberühmt gewordene deutsche Fliegerin Elli Beinhorn befindet sich gegenwärtig auf einem Forschungsflug durch Zentral-Amerika, wo sie überall mit großer Begeisterung empfangen wird. Man nennt drüben die tapfere junge deutsche Pilotin fast nur noch „die einsame deutsche Fliegerin", weil sie ja meist allein zu fliegen pflegt. — Unser Bild zeigt Elli Beinhorn in Agua Caliente (Mexiko) in ihrer Klemm-Maschine. Ihr Hauptarbeitsgebiet war hier die Erforschung der Ruinen aus der Zeit der Azteken und der Inkas.

Dr. Frick über die Vereinheitlichung der Reichsverwaltung.

Berlin, 26. Oktober.

Der Reichs- und preußische Minister des Innern, Dr. Frick, gewährte dem „Politischen Pressedienst" über die Vereinheitlichung der Reichsverwaltung eine Unterredung. Der Minister sagte dabei u. a.:

Es ist schon heute kein Zweifel, daß die Zusammenlegung zweier Ministerien mit so ineinandergreifendem Geschäftsbereich, wie das Ministerium des Innern und des preußischen Ministeriums des Innern, viel Doppelarbeit ersparen und damit in der Zukunft eine bedeutende Vereinfachung, Verbilligung der Verwaltung bringen wird. Ich sehe aber den größten Erfolg der Verbindung der beiden Ministerien darin, daß die Schlagkraft der Reichszentrale erhöht und der Instanzenzug wesent-

lich klarer und kürzer wird. Auf diese Weise kommen wir endlich zu der von allen Bevölkerungskreisen seit langem gewünschten modernen Verwaltung.

Die Aufgaben des preußischen Finanzministeriums ändern sich durch die erfolgte Zusammenlegung der Reichs- und preußischen Ministerien in keiner Weise. Sie werden nach wie vor durch den preußischen Staatshaushalt bestimmt. Es besteht natürlich auch weiterhin noch eine preußische Verwaltung. Sie hat ebenso wie die Verwaltung der anderen Länder das Ziel, zu einer einheitlichen Reichsverwaltung weiter entwickelt zu werden.

Die Zusammenlegung der Reichsministerien mit den preußischen Ministerien ändert an dem Fortbestand des preußischen Kabinetts an sich nichts. Seine Zuständigkeit in Angelegenheiten der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung bleibt hiervon unberührt. Die preußische Verwaltung wird nach Maßgabe der bestehenden Reichs- und preußischen Gesetze fortgeführt. Nur können nunmehr Reichs- und preußische Verwaltungsgeschäfte gleichzeitig von Reichs- und preußischen Beamten, ohne Rücksicht auf ihre Eigenschaft als Reichs- und preußischer Beamter, wahrgenommen werden. Die Neugliederung des Reiches wird organisch und Schritt für Schritt nach den Erfordernissen der Zeit vor sich gehen. Der Zeitpunkt der einzelnen Entwicklungsphasen kann nicht vorher bestimmt werden. Das Ziel ist die Schaffung einer möglichst einfachen und einheitlichen Verwaltung, die den Bedürfnissen des ganzen Volkes am besten zu dienen vermag.

Kardinal Pacelli auf der Rückreise.

Das große Ergebnis von Buenos Aires.

Die katholische Kirche in Südamerika.

Von unserem römischen Korrespondenten.

▲ **Rom**, 25. Oktober.

Als Kardinalstaatssekretär Pacelli zum Legaten für den Eucharistischen Weltkongreß ernannt wurde, ist das Gerücht entstanden, daß der Kardinal mit der Reise nach Buenos Aires seine Laufbahn im diplomatischen Dienst der Kirche beschließen werde. Einige wollten wissen, daß dies einem stillen Wunsch des Kardinals entspreche, andere gar behaupteten, daß er von seinem Posten verdrängt werden solle. Selten ist ein Gerücht durch die Entwicklung der Tatsachen eindrucksvoller widerlegt worden. Denn Kardinalstaatssekretär Pacelli kommt mit einem ganz großen Erfolg von Südamerika zurück. Aus der Erholung freilich, die ihm die Schiffsreise statt der sonst so gern gesuchten Ferientage am Bodensee bringen sollte, dürfte nicht viel geworden sein. Das Arbeitszimmer auf dem „Conte Grande" hatte und hat dauernde Radioverbindung mit dem Vatikan, und von den Strapazen auf dem Boden Südamerikas kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man die Kongreßberichte gelesen hat.

Umso größer und reicher war die Bedeutung dieser Reise, die weit über ihren eigentlichen Anlaß hinausreicht. Der Eucharistische Kongreß von Buenos Aires war sicher einer der glanzvollsten in der langen Reihe dieser Veranstaltungen. Die Argentinier haben ihn nicht nur äußerlich, sondern vor allem auch innerlich so vorbereitet, daß er mehr als zu einem breit entfalteten Schaustück zu dem Höhepunkt einer das ganze Land erfassenden religiösen Erneuerungswelle wurde, deren bewegende Kräfte in den Gesamtraum der Kirche einstrahlen. Und dies ist wohl das wichtigste Ergebnis: Die großen Zukunftsmöglichkeiten der katholischen Kirche in Südamerika, vornehmlich in Argentinien und in Brasilien, sind vor aller Welt sichtbar geworden. Der Empfang, der dem Legaten des Papstes in Buenos Aires selbst und auf der Rückreise in Rio de Janeiro zuteil wurde, die Begeisterung gewaltiger Volksmassen, die persönliche Anteilnahme der führenden politischen Persönlichkeiten in beiden Ländern, die willige Einordnung des gesamten öffentlichen Lebens in den religiösen Bannkreis der Kirche sind dafür mit hundert Einzelheiten ein beredtes Zeugnis. Argentinien und Brasilien haben sich in einer für die politische, wirtschaftliche und soziale Neuordnung der lateinamerikanischen Welt sehr wichtigen Stunde zu der katholischen Tradition ihrer Länder bekannt. Wenn man bedenkt, daß Brasilien nach der Zahl seiner katholischen Einwohner in der Welt nach Italien, Frankreich und Polen an vierter Stelle steht, so kann man die Bedeutung eines solchen Bekenntnisses für die Zukunft der Kirche auch dann nicht übersehen, wenn man sich bewußt bleibt, daß ein Taufschein nur als Voraussetzung und nicht als Beweis für ein die Wirklichkeit durchdringendes christliches Leben zu betrachten ist.

Die Persönlichkeit des päpstlichen Legaten hat zu dem großartigen Erfolg dieser südamerikanischen Reise Entscheidendes und Wesentliches beigetragen. Wenn Kardinal Pacelli sich bei seinen öffentlichen Ansprachen in Buenos Aires der spanischen, in Rio de Janeiro der portugiesischen, bei den diplomatischen Empfängen mit der gleichen Beherrschung der französischen Sprache bediente, wie er sich als Berliner Nuntius des Deutschen mächtig zeigte, so war das eine feine Geste, die ihm überall die Herzen öffnete. Aber schließlich würde das nur beweisen, daß er mit besonderer Meisterschaft das Rüstzeug eines gründlich durchgebildeten Diplomaten zu handhaben versteht, und dies allein würde nicht genügen, um die werbende Kraft seiner Persönlichkeit zu erklären. Der Kardinalstaatssekretär ist von Berufs wegen Diplomat, aber in erster Linie ein tieffrommer Priester, und alles, was er sonst noch ist, ein liebenswürdiger und bescheidener Mensch, ein zuchtvoll beherrschter Denker, ein geistvoller Redner, ein grundgescheiter Sachwalter der Kirche — alles dies gewinnt seine Würde und Weihe erst aus jenem priesterlichen und religiösen Urgrund seines Wesens. Das war auch in Südamerika das Geheimnis seines Erfolges: Wenn er das zentrale Thema des Kongresses als eine Friedensbotschaft an die Menschheit ausdeutete, wenn er vor den höchsten Richtern Brasiliens die Gerechtigkeit als Fundament und Voraussetzung des Friedens pries, dann stand hinter jedem der edelgeformten Sätze die Kraft eines Mannes, der überzeugt, weil seine Worte mit seinem Wesen als eine echte Einheit zusammenklingen. So war es kein Zufall, daß es gerade diesem Legaten des Papstes gegeben war, die katholischen Traditionen der lateinamerikanischen Welt um seine Persönlichkeit zu versammeln und strahlend sichtbar zu machen.

Die katholischen Traditionen der lateinamerikanischen Welt — auch Mexiko gehört zu Lateinamerika. Dies ist der tief dunkle Schatten in dem Bilde, das in den Tagen von Buenos Aires so hell hervorgetreten ist. Welch ein Gegensatz! Während Argentinien und Brasilien bei der Neuordnung ihrer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen die konstruktiven Hilfskräfte der katholischen Tradition heranziehen, führt in Mexiko die regierende Partei einen Vernichtungskampf gegen die Kirche, der gerade in diesen Tagen zu einer neuen Verfolgungswelle anhebt. Es wäre sehr lehrreich, die geschichtlichen Hintergründe dieses Gegensatzes zu erforschen und hier wie dort auf der Seite des Staates und der Kirche seine Voraussetzungen klar zu stellen. Aber was heute in Mexiko geschieht, ist mit solchen Erklärungsversuchen nicht mehr zu fassen. Wie immer das früher gewesen sein mag, — auch neutrale und keineswegs kirchlich gesonnene Beobachter bestätigen, daß die Kirche in Mexiko seit Jahren und trotz schwerster Herausforderungen auch nicht den geringsten Anlaß zu politisch oder sozial motivierten Vorwürfen oder Verdächtigungen bietet. Sie lebt ausschließlich — soweit sie sich unter dem Druck der Verfolgung überhaupt noch regen kann — ihrer religiösen Aufgabe. Nur ein dämonischer Religionshaß kann das Martyrium der mexikanischen Katholiken erklären. Und diese Feststellung im Anschluß an die Tage von Buenos Aires, der Glanz und die Leiden, der Sieg und die Erniedrigung, dieser tiefe Gegensatz innerhalb der lateinamerikanischen Welt — auch das gehört zum Gesamtbild der Kirche, zu den Schicksalslinien, die ihr göttliche Verheißung, tragisch und trostvoll zugleich, vorgezeichnet hat.

Gerichtsrat Prince doch ermordet.

In betäubtem Zustand auf die Schienen gelegt.

(!) **Paris**, 26. Okt.

Der Bericht der Eisenbahnsachverständigen und das Gutachten der Aerzte, die jetzt veröffentlicht werden konnten, bestätigen die allgemein herrschende Auffassung, daß der Pariser Richter Prince ermordet worden ist. Nach Ansicht der ärztlichen Sachverständigen ist auf Grund des medizinischen Befundes die im Polizeibericht vertretene Auffassung, daß Prince Selbstmord begangen habe, nicht aufrechtzuerhalten.

Nach der Leichenschau habe sich herausgestellt, daß Prince durch ein chemisches Mittel betäubt und dann auf die Schienen gelegt worden ist. Der Zeitpunkt sei von den Mördern so gewählt worden, daß der Richter bis zum Herannahen des Zuges nicht erwachen konnte.

Der mit der Untersuchung der Mordangelegenheit beauftragte Polizeiinspektor Guillaume hatte vor einigen Wochen einen Bericht ausgearbeitet, der, wie oben angedeutet, im wesentlichen die These des Verbrechens bekämpfte, und in dem sich der Polizeiinspektor für den Selbstmord aussprach. In diesem Bericht kritisierte er aber auch die Untersuchung der Gerichtsbehörden, die seiner Ansicht nach von vornherein anders hätte angefaßt werden müssen. Der Rechtsanwalt der Familie Prince hat jetzt auf diesen Bericht eine Antwort verfaßt und dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß überreicht, der die Veröffentlichung beschloß.

In dieser Antwort fragt der Rechtsanwalt einleitend, wer überhaupt den Bericht Guillaumes bestellt habe, da bis heute noch niemals von der Polizei eine derartige Arbeit verlangt worden sei. Ferner wird die Frage aufgeworfen, wie der Bericht, der sich auch sehr eingehend mit dem Privatleben Princes beschäftigt, in die Oeffentlichkeit gelangte, obgleich das Gesetz eine Veröffentlichung verbiete. Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen versucht der Verfasser den Beweis zu erbringen, daß der Gerichtsrat Prince nur ermordet sein könne, wobei er sich auf die Feststellungen der Aerzte und der Eisenbahnsachverständigen stützt, die sich alle der Mordthese angeschlossen haben. Am schärfsten wendet sich der Bericht aber gegen die Veröffentlichung des Polizeiberichtes, die nur einer gewissen Sensationssucht entsprungen sein könne, und gegen die Ausführungen über das Privatleben des Ermordeten.

Der Adlerschild für Geheimrat Dr. Wiegand.

DNB **Berlin**, 27. Okt.

Der Führer und Reichskanzler hat dem Geheimen Regierungsrat Dr. Wiegand in Berlin anläßlich seines 70. Geburtstages am 30. Oktober 1934 den Adlerschild des Deutschen Reiches mit der Inschrift „Theodor Wiegand, dem hochverdienten deutschen Archäologen" verliehen und folgendes Schreiben an ihn gerichtet:

„Sehr geehrter Herr Geheimrat! Zur Vollendung Ihres 70. Geburtstages spreche ich Ihnen herzliche Glückwünsche aus. An diesem Tage gedenkt das deutsche Volk der hervorragenden Verdienste, die Sie sich als Altertumsforscher und als langjähriger Leiter des Deutschen Archäologischen Instituts um die Wissenschaft erworben haben. Mit Stolz können Sie heute auf Ihr Lebenswerk zurückblicken, das durch die Schöpfung des Pergamon-Museums seine Krönung fand. Dem Danke, den das Vaterland Ihnen schuldet, verleihe ich Ausdruck, indem ich Ihnen die höchste Ehrung des Reiches, den Adlerschild, zuerkenne.

Mit den besten Wünschen für Ihr weiteres Schaffen und Wohlergehen bin ich mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener Adolf Hitler."

Errichtung einer Schiffahrtslinie Moskau-Archangelsk.

DNB **Moskau**, 27. Oktober.

Amtlich wird mitgeteilt, daß die Regierung die Errichtung einer Schiffahrtslinie Moskau—Archangelsk beschlossen hat. Der Wasserweg wird auf dem Moskau-Fluß nach Gorki (früher Nischni Nowgorod) und von dort auf dem Scheksne-Fluß und den Nordwin-Flüssen nach Archangelsk führen. Die Länge dieser Schiffahrtsverbindung beträgt etwa 3320 km. Die Schiffe werden für die Hin- und Rückfahrt insgesamt 27 Tage benötigen. Dieses Projekt stellt ein Experiment dar, da alle bisherigen Versuche der Einführung einer Schiffahrtsverbindung von der Hauptstadt nach Archangelsk stets fehlgeschlagen sind.

Sowjetrussische Staatsanwälte veruntreuen eine Million Rubel.

DNB **Moskau**, 27. Okt.

Bei einer Untersuchung im Volkskommissariat für Justiz in der ukrainischen Republik wurde festgestellt, daß der Vertreter des Generalstaatsanwalts der Ukraine, Raswadowski und der inspizierende Staatsanwalt der Ukraine, Tyerowski, den Staat um 1220000 Rubel betrogen haben. Eine ganze Reihe höherer Justizbeamter der Ukraine war an diesen Veruntreuungen beteiligt. Die Untersuchung ergab weiter, daß der ehemalige ukrainische Justizkommissar Poljakow, der zurzeit ukrainischer Volkskommissar für Kommunalwesen ist, und sein ehemaliger Stellvertreter Swinko, der zurzeit Volkskommissar für Sozialversicherung in der Ukraine ist, von diesen Machenschaften gewußt haben. Unter der Beamtenschaft des Justiz-Volkskommissariats wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen.

Gleichzeitig fand eine Durchsuchung in den Moskauer und Leningrader Zweigstellen des Trustes „Apatiten" statt. Auch hier wurden zahlreiche Unterschlagungen aufgedeckt. Die Leiter beider Zweigstellen hatten größere Beträge angeblich zur Bezahlung von Facharbeitern entnommen, die sie dann für sich verwandten und auch zur Zahlung von Schmiergeldern an verschiedene Kontrollbeamte benutzten. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen.

Mandschukuos Antwort auf die englische Erdölnote.

DNB **Hsingkiang**, 27. Oktober.

Auf den englischen Schritt gegen die angeblich beabsichtigte Einführung eines Erdölmonopols in Mandschukuo hat die mandschurische Regierung dem englischen Konsul mitgeteilt, daß die Angaben, auf die die englische Note sich stütze, nicht den Tatsachen entsprächen. Die Frage eines staatlichen Erdölmonopols sei zwar von verschiedenen amtlichen mandschurischen Stellen geprüft worden, aber ein dahingehender Gesetzentwurf sei bisher weder vom Kaiser noch vom Kabinett bestätigt worden. Die mandschurische Regierung habe den Erdölmarkt durch einen Ausschuß untersuchen lassen und hierbei festgestellt, daß er sich in einem Chaos befinde. Die mandschurische Regierung erinnert an den Preiskrieg, der seinerzeit zwischen den Weltkonzernen Shell und Standard Oil einerseits und dem sowjetrussischen Erdölsyndikat andererseits geführt worden sei, und erklärt, daß der Konkurrenzkampf dieser drei Firmen auf den mandschurischen Markt zerrüttend gewirkt habe. Die mandschurische Regierung behalte sich vor, nicht nur die Preise, sondern auch die Einfuhrmenge zu kontrollieren. Der englisch-amerikanische Einspruch gegen mandschurische Monopolpläne müsse aber auch schon deswegen zurückgewiesen werden, weil zwischen der Mandschurei und der amerikanischen wie der englischen Regierung bis jetzt kein vertragliches Verhältnis bestehe, und beide Regierungen es bisher abgelehnt hätten, Mandschukuo anzuerkennen.

Jagd auf den Schrecken Niederösterreichs.

DNB **Wien**, 27. Okt.

Der Brandstifter und Einbrecher Alois Sailer, der kürzlich vier Bauernhöfe in einer Ortschaft Niederösterreichs niederbrannte, um während der Verwirrung Einbrüche zu verüben, wird langsam zum Schrecken des nordöstlichen Niederösterreichs. Schwer bewaffnet dringt er in kleine Bauerndörfer ein, plündert und raubt und versteckt sich dann wieder in den Wäldern. Am Donnerstag verübte er drei Einbrüche, zuerst einen bei seinem Vater, dann einen in der Ortschaft Niederkreuzstetten und einen dritten in der durch eine Brandstiftung ohnehin so schwer heimgesuchten Gemeinde Oberkreuzstetten. In den in Betracht kommenden Bezirken Niederösterreichs wurden zahlreiche Gendarmen zusammengezogen, um die Verfolgung in ganz großem Maßstabe aufzunehmen. An dieser Verfolgungsaktion werden außerdem noch Schutzkorpsleute und bewaffnete Bauern teilnehmen.

„Warum schreibst Du nicht – Rolli?"

Roman von Walter Sawitzky.

Copyright: Nationaler Romandienst, Herbert Kühlmann, Berlin-Tempelhof. Nachdruck verboten!

19)

In seinen Erzählungen hatte Brunander von Charly gesprochen, und damals im Café hat sie nur ganz flüchtig auf die Unterschrift unter dem Bilde gesehen, der Name kann Carasseno, oder Cassero, oder auch ganz anders gewesen sein! Man kann doch nicht einen Brief adressieren: „An den Schwiegersohn des argentinischen Gesandten in Rom . . ." Sie ist nicht einmal ganz sicher, daß es auch wirklich der argentinische Gesandte war. Wenn man an das Fremdenamt in Rom schreiben und um Bescheid bitten würde? Herr Wilkinson hat ja überall Verbindungen, hat seine Büros, seine Geschäftsfreunde, seine Bekannten in den amerikanischen diplomatischen Vertretungen. Aber ihm darf man damit schon gar nicht kommen! Wilkinsons wünschen nun einmal von Herrn Brunander keine Notiz zu nehmen, er existiert für sie einfach nicht. Es bleibt also nur eins übrig: nach Rom zu schreiben. Es muß doch dort ein Einwohner-Meldeamt oder eine ähnliche Behörde geben, die ihr Auskunft geben kann!

Kira ist etwas ruhiger geworden, als sie diesen Plan gefaßt hat, und bringt ihn auch sogleich zur Ausführung. So in etwa acht Tagen wird sie wohl Bescheid haben, und dann wird man weiter sehen. Allmählich müssen doch auch Entschlüsse gefaßt werden. Mitte November ist die Saison hier zu Ende. Ob Wilkinsons überhaupt solange zu bleiben gedenken? Und was wird dann weiter sein? Tante Mary-Anne äußert sich nie über ihre weiteren Reisepläne, mag liebt es nicht, sich auf weite Sicht hinaus zu binden. Es werden auch verschiedene geschäftliche Entscheidungen erwartet, vielleicht geht man noch einmal nach Berlin zurück, oder auch nach London, eventuell auch nach Aegypten. Das ist nur einmal kurz gesprächsweise erwähnt worden, jedenfalls ist noch nichts festgelegt. Vorläufig soll nun Teddy kommen und sich hier etwas erholen, dann wird man sich weiter entscheiden.

Nun, für sie, für Kira gibt es ja wohl den Weg zurück, nach Berlin, oder vielmehr nach Lichterfelde! Kira befällt ein Grauen, wenn sie daran denkt. Gewiß hat sie schon etwas Sehnsucht nach Deutschland, aber wenn sie sich schon früher nicht in die Enge dieses langweiligen Hausstandes schicken konnte, wie wird es dann erst sein nach dieser Zeit hier in Meran, nach diesem Leben wie im Paradiese? Und das Schlimmste: Rolli wird nicht da sein, kein Mensch um sie, der lieb zu ihr ist, sie richtig verstehen kann! Dann erst wird die ganze grausame Sehnsucht über sie kommen, die hier immer wieder durch die ganze Umgebung, das reiche, abwechslungsvolle Leben, das bunte, gleißnerische Spiel dieser Tage und Nächte unterdrücken wird! Nicht zu ertragen wird das sein!

Kira verspinnt sich an diesem Abend immer mehr in ihre Sorgen und traurigen Gedanken. Sie sieht alles plötzlich grau in grau. Warum haben diese Wilkinsons sie hierher mitgenommen? Wenn sie in Berlin geblieben wäre, dann hätte sie auch bestimmt schon Nachricht von Rolli gehabt, vielleicht ist inzwischen längst ein Brief dort eingetroffen und unterwegs hierher verlorengegangen! Und Rolli selbst weiß nichts von ihr, wähnt sie noch in Berlin, in der Wielandstraße, ahnt nichts davon, daß sie hier ein Luxusleben führt, täglich, stündlich von allerhand Männern umgeben, mit ihnen tanzt, flirtet, jawohl, auch flirtet. Was soll sie denn sonst mit ihnen tun?

Sie hat doch wahrhaftig nichts dazu getan, daß alles so anders geworden ist! Hat man sie denn gefragt? Immer nur englisch muß sie hier reden, hat sich hier alle die dummen Modeausdrücke der Amerikaner, ihren ganzen Klang angewöhnt, sogar eine neue Frisur hat ihr Tante Mary-Anne aufgeschwatzt, ein Pelzjackett und noch zwei Kleider hat man ihr geschenkt! Bridge muß sie spielen, und zu niemand von Rolli sprechen darf sie hier. Was ist denn von der früheren Kira von Quanten noch geblieben? Nichts, rein gar nichts. Irgend eine Dollar-Miß ist aus ihr geworden, mit schönen Kleidern, vielen Verehrern und einer neuen, verrückten Frisur! Das will sie aber nicht! Nein, ein deutsches Mädel will sie bleiben, die Kira von Quanten, die sie immer war!

Morgen soll also Teddy ankommen! Wenn der sich nun auch noch in sie verliebt? Bisher haben Wilkinsons ihre Eroberungen mit heiterer Gelassenheit aufgenommen, wenn nun aber der eigene, vergötterte Sohn zu einem Opfer ihrer „Unwiderstehlichkeit" werden sollte, können sich da nicht sehr unliebsame Komplikationen ergeben?

Man kann doch aber nicht Herrn Wilkinson jun. heiraten, aus lauter Dankbarkeit für eine bezahlte Klinikrechnung und eine Reise nach Meran!

Kira muß nun plötzlich lachen. Ihre Phantasie ist da wohl ein bißchen mit ihr durchgegangen! Noch ist Teddy überhaupt nicht da, und schon erwägt sie ausgerechnet sie, Heiratspläne mit ihm! Was sind das für Dummheiten? Hat sie sich denn schon von den Herren hier so den Kopf verdrehen lassen?

Am nächsten Morgen, als sie zum Frühstück den zum Wilkinsonschen Appartement gehörigen Salon betritt, steht also Teddy leibhaftig vor ihr. Während sie sich mit ihm begrüßt, erinnert sie sich, innerlich lachend, daran, mit was für Gedanken sie gestern in bezug auf seine Person gespielt hat. Nun, eine Schönheit ist Teddy nicht, eher das Gegenteil! Es ist gar nicht zu begreifen, wie die immer noch so schöne Tante Mary-Anne und der gewiß auch gut aussehende Herr Wilkinson zu so einem Sprößling gekommen sind! Auf einem, allerdings sehr gut gewachsenen, sportlich durchtrainierten Körper sitzt ein Kopf, der unbedingt an eine Nußknackerfigur erinnert. Zwei außerordentlich große, stark gerötete Ohrmuscheln flankieren ein schmales Gesicht, das über und über mit Sommersprossen bedeckt ist, und das durch ein besonderes starkes, blendend weißes Gebiß mit einer kurz gestützten Schnurrbartbürste darüber charakterisiert wird. Die Augen vergißmeinnichtblau, jedoch klein und mit einem schlau-verschmitztem Ausdruck, und das flachsblonde Haar verbessern nichts an dem ersten Eindruck, den man von ihm erhält. Allerdings muß Kira bald feststellen, daß Wilkinson jun. eine lebhaft-natürliche, durchaus sympathische Art hat, sich zu geben, über ein sehr angenehmes Organ und viel Humor verfügt. Aber ein „ladykiller" ist das nicht. Hier ist nichts zu befürchten!

Teddy ist durch seine Eltern natürlich brieflich unterrichtet worden, er schüttelt ihr kraftvoll die Hand (kleine Massage hinterher durchaus angebracht) — und fragt sogleich, wie es mit dem Tennisturnier stehe, ob für das Gemischte Doppel schon Meldeschluß gewesen sei, und ob man mit dem gemeinsamen Training sofort anfangen könne.

Während des Frühstücks gibt es eine rein geschäftliche Unterhaltung zwischen den beiden Herren. Es scheint, daß Teddy von seinem Vater in geschäftlichen Dingen vollkommen freie Hand gelassen wird, er muß also ein kluger Kopf und tüchtiger Kaufmann sein denn es handelt sich hier keineswegs um Lappalien. Millionenbeträge werden genannt, Verhandlungen mit englischen und französischen Regierungsvertretern, Großbanken, Industriekonzernen. Die große Krise in USA. ist nicht unbemerkt an den Wilkinsonschen Unternehmungen vorbeigegangen, und wenn er sie, im Gegensatz zu vielen seiner Freunde, ohne wesentliche Einbußen überstanden hat, so hat er das zum größten Teil den Fähigkeiten des überaus tüchtigen und wendigen Teddy zu verdanken.

Kira versteht von diesen Dingen natürlich rein gar nichts. Um so mehr imponiert ihr aber dieser höchstens Achtundzwanzigjährige, der scheinbar nicht nur das volle Vertrauen seines Vaters besitzt, sondern auch diesen mehrfach zu einer bedingungslosen Anerkennung seiner schwerwiegenden Dispositionen veranlaßt.

Nach dem Frühstück geht es denn gleich zu den Tennisplätzen, und hier, auf einem Geviet, wo auch Kira mitzusprechen hat, wächst ihre Bewunderung für Teddy ins Unermessene.

Donnerwetter, hat dieser Junge eine Backhand! Wie eisern sitzen seine Schmetterbälle! Kaum zu Atem kommt sie und muß trotz allergrößter Anstrengung das erste Spiel mit 6:0, 6:2 abgeben.

Das unzertrennliche Pärchen Allister-Chapman stellt sich, wie behauptet wird, zufällig ein, und ist nicht sehr enzückt über den Zuwachs, den Miß Quantens Verehrerkreis durch ihren Landsmann erfahren hat. Man ist jedoch sogleich bereit, mit der neuesten deutsch-amerikanischen Kombination die Klingen zu kreuzen, aber die Jungens haben nichts zu lachen! Teddy übernimmt die Arbeit am Netz, er versteht sich glänzend mit Kira, und die „Unzertrennlichen" werden spielend abgefertigt. Man vereinbart jedoch weitere Spiele, da auf diese Art die beste Vorarbeit für das in etwa acht Tagen beginnende Turnier geleistet wird.

Die folgenden Tage gehören zum größten Teil dem Sport. Die ganzen Vormittage werden auf den Courts verbracht, nachmittags wird das gewohnte Leben des mondänen Weltkurortes fortgesetzt. Mit Teddy verträgt Kira sich ausgezeichnet, er ist immer bei guter Laune, er hat die reizendsten Einfälle, er ist voller Witz und Humor und was beinah das Schönste ist, er ist nicht ein bißchen verliebt! Er lacht mit Kira zusammen über ihre zahlreichen Verehrer und hat für jeden sofort einen herzlichen Spitznamen erfunden. Es ist so wohltuend, ständig mit einem so lustigen Menschen zusammen zu sein! Rolli war eigentlich nie bei guter Laune, höchstens mal eine halbe Stunde, dann war er wieder ernst und traurig geworden, und Humor entwickelte er auch nur sehr selten. Man darf ihm das natürlich nicht verübeln, er hat doch ein so schweres Leben, so viele Sorgen immer, wo sollte da die Heiterkeit herkommen? Und Teddy? Hat er in seinem Leben schon eine wirklich schwere Stunde durchgelebt? Eine schwere Sorge kennengelernt? Bis auf sein wenig schönes Gesicht ist dieser Mensch wie ein Liebling der Götter durchs Leben gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum deutschen Handwerkertage.

Von Gau-Amtsleiter der NS Hago C. Franke

Das Handwerk, früher Träger der großen schöpferischen Kraft, war im Mittelalter bestimmend für das kulturelle Leben, insbesondere für das architektonische Gesicht Deutschlands. Noch heute zeugen Dome, Bauten und Denkmäler von diesem fruchtbringenden Schaffen.

Durch das Zeitalter des Liberalismus wurde das Handwerk mehr und mehr zerschlagen. Die einheitliche Linie ging verloren; ein Teil strebte dem rücksichtslosen Liberalismus nach, während der andere Teil das Geschäftsgebaren des ehrbaren Handwerks weiter ausübte. Durch diese Zersplitterung verlor das Handwerk allmählich seine schöpferischen und kulturtragenden Kräfte. Erst dem Nationalsozialismus war es vorbehalten, im Handwerk jene Kräfte zu wecken, die imstande sind, die innere Einheit des Handwerks wieder herzustellen und die es befähigen, seiner kulturellen Aufgabe gerecht zu werden.

Diese Einheit und Geschlossenheit des Handwerks wird am 28. Oktober durch den Reichshandwerkertag in Braunschweig dem deutschen Volke wieder klar vor Augen geführt. An diesem Tage werden in Braunschweig sowohl wie in allen deutschen Städten und Dörfern sämtliche Handwerksmeister, Gesellen und Lehrlinge sich zusammenfinden, um für das kommende Jahr die Parole entgegenzunehmen.

Das Handwerk wird aber seine große Aufgabe nur dann erfüllen können, wenn alle Volksgenossen des Handwerks getragen werden von der großen Idee des Nationalsozialismus. Erst hierdurch können diejenigen Kräfte überwunden werden, die sich noch nicht freimachen können vom materiellen Denken und deren Handeln noch immer bestimmt wird vom Geiste des Liberalismus.

Die Vertiefung der nationalsozialistischen Weltanschauung im Handwerk wird durch die enge Verbundenheit der Handwerksorganisationen mit der NS Hago gewährleistet. Die NS Hago wird dafür sorgen, daß der Geist des Nationalsozialismus immer tiefer in das Handwerk eindringt, und das wird allmählich dazu führen, daß auch der letzte Handwerker in seinem Geschäftsgebaren und Handeln den Geist des Liberalismus überwindet und den Klassenkampf endgültig ausschaltet.

Erst dann, wenn der Geist des Nationalsozialismus restlos im Handwerk Platz gegriffen hat, wird das ganze wirtschaftliche Denken und Handeln nur noch im Sinne des Nationalsozialismus erfolgen, d. h., es wird der Grundsatz zur Verwirklichung gelangen „Gemeinnutz geht vor Eigennutz".

Zur Erreichung dieses großen Zieles wird der Reichshandwerkertag mithelfen und eine wichtige Etappe sein.

Ich richte deshalb an alle Partei- und Volksgenossen des Handwerks den Appell, sich dieser großen Aufgabe bewußt zu werden und alle Kräfte einzusetzen, damit der Geist des Nationalsozialismus zum Träger allen wirtschaftlichen Geschehens wird und damit auch die Grundlage gibt, damit die deutsche Wirtschaft gesundet und Kinder und Kindeskinder einer besseren Zukunft entgegengehen.

Leibesübungen und Volksgemeinschaft.

Der Reichssportführer spricht.

× **Münster**, 27. Oktober.

Den Abschluß des Besuches des Reichssportführers in Münster bildete ein groß aufgezogener Olympia-Werbeabend im Saale des Schützenhofes. Der Reichssportführer wurde bei seinem Erscheinen im Saale, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, mit lebhaftem Beifall und Händeklatschen empfangen. Nach dem Einmarsch der Fahnen aller Sportverbände und der studentischen Korporationen begrüßte zunächst Brigadeführer Lorenz den Reichssportführer, dem er dafür dankte, daß er nach Abschluß seiner Besichtigungsreise durch den Regierungsbezirk Münster es ermöglicht habe, auch noch an diesem Abend zugegen zu sein. Dieser Besuch soll für uns sein, was er wirklich ist, ein Zeichen der Zusammengehörigkeit, ein Zeichen tiefster innerer Verbundenheit, wie sie zwischen Führer und Gefolgschaft sein soll. Anschließend nahm Reichssportführer von Tschammer und Osten das Wort. Er machte zunächst Ausführungen über die Stellung der Leibesübungen im nationalsozialistischen Staat und forderte von den Volksgenossen die begeisterte Zustimmung zu ihren Zielen und Funktionen. Die Praxis sei dabei das Wesentliche. Er fuhr dann fort:

Als ich das Amt des Reichssportführers übernahm, verlangten die großen Verbände und Vereine, daß ihnen die Führung eine praktische Richtung und ein Ziel für ihre Mitarbeit geben sollte. Ich habe mir zunächst eine gewisse Karenzzeit geschaffen und mich bemüht, in dieser Zeit alles zu übersehen. Als die Verbandsführer sich mit mir an einen Tisch setzen mußten, war es für mich selbstverständlich, ihnen klar zu sagen, daß ich ihre Mithilfe brauche. Sie auf Grund ihrer Fehler nach Hause zu schicken, wäre falsch gewesen. Denen aber, denen der Geist der früheren Zeit sympathischer war, die aber trotzdem den rapiden Wechsel als selbstverständlich ansahen, mußte ich zunächst eine Prüfung auferlegen. Ich erinnere an meinen Konflikt mit dem früheren Führer der Deutschen Turnerschaft.

Die Deutsche Turnerschaft ist im nationalsozialistischen Staate das, was von ihr Friedrich Ludwig Jahn sich als Lebensziel gedacht hat, sie ist auf dem Gebiet der Leibesübungen die Brücke zur Volksgemeinschaft und nicht eine Zentrale egoistischer Führertendenzen.

Eine Gemeinschaft aus der Zerrissenheit aller Verbände und Vereine zu organisieren, ist nicht leicht. Der Reichsbund für Leibesübungen ist ins Leben getreten, aber wir sind erst beim Anfang. Die Bewegung bringt mit sich aus der Entwickelung heraus eine Anzahl von Organisationen; sie sind geschaffen nach dem Willen des Führers zur Heranbildung der neuen Generation. Es war für mich selbstverständlich, den Anschluß an die Organisationen der Bewegung zu suchen. Das ist geschehen und wenn nicht in allen Teilen die Dinge so wurden, wie es die Menschen heute manchmal wollen und wünschen, so ist das zurückzuführen auf die nach mancher Richtung noch nicht ganz geschaffene feste Grundlage und im übrigen auf das menschlich allzu Menschliche. Gegensätze werden immer da sein, aber der gute Wille meinerseits veranlaßte mich ehrlich, den Anschluß an die alten Organisationen der Bewegung zu suchen. Wenn nun die Sportbewegung nicht ganz mit der HJ übereinstimmt, wenn Organisationen sich Leibesübungen anmaßen, die ihnen nicht zustehen, so wird das langsam und ruhig zurückgeführt werden. Man braucht nicht mit des Messers Schneide einzugreifen und von seiten des Ministeriums Verbote zu erlassen.

Das Gebiet der Leibesübungen wird in Deutschland vom Führer so betreut und verwaltet, wie er es will und nicht anders. Früher standen die Verbände der Leibesübungen gar nicht im Staat, sondern neben ihm, sie standen in Opposition und waren in Klassen eingeteilt. Die bürgerlichen Turn- und Sportvereine hätten niemals vermocht, einen Gemeinschaftsgeist zu schaffen, denn neben ihnen standen die marxistischen Sportorganisationen. Wir haben nun die Verpflichtung, diejenigen, die ehemals in den marxistischen Sportorganisationen tätig waren, aus dieser Atmosphäre herauszuholen und sie einzufügen in den nationalsozialistischen Kameradschaftsgeist der Sport- und Turnverbände.

Auf den deutschen Rasen und in die Sporthallen muß man eines mitbringen: Fröhlichkeit, Frohsinn und Liebe zur Sache, Miesmacher sollen draußen bleiben.

Ich habe mit dem Führer der Arbeitsfront eine Organisation geschaffen im Sportamt Kraft durch Freude. Es ist erfreulich, feststellen zu können, wie man durch eine kleine Organisation unzähligen Menschen eine Freude bereiten kann. Vor drei Monaten stand sie da und hatte mit einer ungeklärten Situation zu arbeiten, und heute sind nach den Berechnungen bis zum 1. Oktober allein 400 000 Menschen außerhalb der Verbände und Vereine ins Sportleben eingetreten.

Auf die Olympiade zu sprechen kommend, führte der Reichssportführer aus: Was geschaffen wird, wird die Welt überraschen, es wird für alle Zeiten geschaffen. Was da geboren wird, hat sich langsam aus der Zusammenarbeit und dem Gedankengang des Führers entwickelt. 38 Nationen kommen 1936 nach Berlin. Der Geist der deutschen Nationalmannschaft 1936 muß der beste aller Nationen sein, und da bin ich hundertprozentiger Optimist.

Was das schulische Turnen angeht, so muß der Entwickelungsgang neu gestaltet werden. Grundsätzlich ist hier zu sagen, daß wir zu einer Methode kommen müssen, die dem Willen des Führers entspricht. Die deutsche Jugend, wo sie auch steht, darf nicht in zwei oder drei Schichten eingeteilt werden, sie muß einen Gemeinschaftsgeist haben. Die Hitlerjugend darf die andere nicht zu Menschen zweiter Klasse machen. Sie muß vielmehr dafür sorgen, daß den Jungen, die nicht dürfen oder nicht können, nicht ein Knüppel zwischen die Beine geworfen wird, denn auch diese Jungen sind Volksgenossen. Ich stehe der Jugend gegenüber als alter Frontkämpfer, aber auch als Mann, der mit jugendlichem Feuer mitarbeiten und der Jugend alles geben möchte. Ich habe als Sachwalter der gesamten Leibesübungen dafür Sorge zu tragen, daß der einheitliche Charakter dieses Kulturgutes im deutschen Volke gewahrt und so stark ausgebaut wird, daß wir ihn jedem zugänglich machen können.

Brigadeführer Lorenz dankte dem Reichssportführer dafür, daß er so klar und eindeutig seine Aufgaben dargelegt habe. Er bat die münsterischen Sportkameraden, die Ausführungen des Reichssportführers zu beherzigen und danach zu handeln, nicht durch Worte, sondern durch Taten und die leistungsmäßigen Voraussetzungen zu schaffen, damit sie in Ehren bestehen könnten. Der Redner schloß mit einem Treuegelöbnis zum Führer Adolf Hitler und zum Reichssportführer, auf die er ein dreifaches Sieg Heil ausbrachte.

Umrahmt wurde die Veranstaltung durch Gesangvorträge des Männergesangvereins Constantia sowie von gymnastischen Darbietungen der Turnerinnen und Bodenübungen der Landespolizeischule Münster.

Beim Verlassen des Schützenhofes wurden dem Reichssportführer begeisterte Ovationen dargebracht, so daß er sich nur mit Mühe den Weg zu seinem Auto bahnen konnte.

Einstellung von Junghelfern bei der Reichsbahn.

Hierzu teilt uns die Pressestelle der Reichsbahndirektion Münster folgendes mit:

Im kommenden Frühjahr wird die Reichsbahndirektion Münster nach Schluß des Schuljahres 17 Junghelfer einstellen, die später als Nachwuchs für den Unterbeamtendienst in Betracht kommen. Die Bewerber müssen arischer Abstammung sein, einen guten Leumund haben und dürfen gerichtlich nicht bestraft sein. Sie sollen bei der Einstellung das 14. Lebensjahr vollendet, aber nicht erheblich überschritten haben. Aeltere Bewerber können nur ausnahmsweise beim Vorliegen besonderer Gründe angenommen werden. Bei Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen können vorzugsweise eingestellt werden: Söhne von Reichsbahnbediensteten, insbesondere dann, wenn es sich um Söhne verstorbener oder infolge Eisenbahnunfalls dienstunfähig gewordener Reichsbahnbediensteter handelt, Söhne von Kriegsblinden und Kriegerwaisen, Vollwaisen oder Halbwaisen, soweit deren Mutter nicht wieder verheiratet ist. Bei der Auswahl der Junghelfer werden unter sonst gleichwertigen Bewerbern insbesondere diejenigen berücksichtigt, die dem Jungvolk oder der Hitlerjugend angehören, wobei die bevorzugte Einstellung von Bewerbern zu 1—3 unberührt bleibt.

Den Gesuchen sind beizufügen: a) eine Geburtsurkunde, b) eine von dem Bewerber verfaßte und mit der Hand geschriebene Darstellung eines Lebenslaufes, c) das letzte Schulzeugnis in Urschrift oder in beglaubigter Abschrift, d) gegebenenfalls eine Bescheinigung über die Zugehörigkeit zum Jungvolk oder zur Hitlerjugend und e) eine Erklärung des Vaters oder des Vormundes, daß er mit der Bewerbung einverstanden ist.

Die Anträge sind bis zum 13. November 1934 der Reichsbahndirektion Münster vorzulegen, später eingehende Anträge werden nicht mehr berücksichtigt.

Das Ergebnis des Eintopfsonntags im Gau Westfalen-Nord.

Die Sammlung am Eintopfsonntag, den 14. Oktober 1934, erbrachte im Gaugebiet Westfalen-Nord die Summe von Rm. 182210,89. Diese Summe ist das Resultat der ersten großen Schlacht im Kampf gegen Hunger und Kälte, zu der jeder deutsche Volksgenosse sein Opfer beitrug. Mit Recht kann jeder Einwohner dieses Ergebnis auch als sein Ergebnis betrachten, denn was er, sein Nachbar usw. gab, das ist auch in dieser Summe enthalten.

Es ergab die Sammlung in den Kreisen:

Ahaus	Rm.	3 758,07,
Beckum	„	5 963,59,
Bocholt	„	4 703,72,
Coesfeld	„	3 068,44,
Gladbeck	„	3 286,94,
Lüdinghausen	„	4 904,43,
Münster-Land	„	2 745,20,
Münster-Stadt	„	11 854,35,
Recklinghausen-Land	„	10 240,47,
Recklinghausen-Stadt	„	5 834,99,
Steinfurt	„	5 746,19,
Tecklenburg	„	4 765,81,
Warendorf	„	2 309,21,
Gelsenkirchen	„	12 303,32.

Allen, die geopfert haben, allen, die dazu beitrugen, durch Sammeln und Arbeit im WHW, allen gilt der Dank des WHW, gilt der Dank des deutschen Volkes.

Und wenn die wenigen Fälle, in denen Volksgenossen nicht zeigten, daß sie den Unterschied zwischen Spenden und Opfern kennen, werden beim nächsten Eintopfsonntag sicherlich und hoffentlich nicht mehr gemeldet werden. Die Betreffenden mögen sich die Worte des Führers ins Herz schreiben: „Ich spreche die Hoffnung aus, daß sich in diesem Jahre das nicht wiederholt, was wir im vergangenen in einer Reihe von Städten feststellen konnten, daß nämlich ärmere Viertel mehr an Opfern mobilisierten, als die wirtschaftlich besser gelagerten. Und:

„Unser Winterhilfswerk wird gerade in diesem Jahre ein Prüfstein sein dafür, ob und inwieweit sich der Gedanke dieser Volksgemeinschaft in Deutschland weiter geläutert, erhärtet und durchgesetzt hat."

Wir halten dem Führer die Treue und beweisen es, indem wir mitarbeiten und mithelfen im WHW!

Rege Bautätigkeit in Münster.

Großzügige Verkehrsverbesserungen.

⅞ **Münster**, 26. Oktober.

Ein Gang durch Münsters Außenbezirke wird jeden Einheimischen und Fremden überraschen. Wo vor einem Jahre sich noch weite Felder dehnten, sind heute Wege und Wohnbauten entstanden. Ganze Wohnviertel beginnen sich aufzubauen rings um Münster. In aufgelockerter Weite, von Gärten und Grün umgeben, dehnt sich Münster konzentrisch aus. Vorerstige Unbequemlichkeiten, wie Mangel an guten Straßen, an Beleuchtung und Wasserversorgung werden gerne in Kauf genommen. Man weiß, daß dereinst auch diese neuen Wohnviertel mit allen städtischen Bequemlichkeiten ausgerüstet sein werden.

Eine Statistik des städtischen Bauamtes stellte fest: Im Juli dieses Jahres wurde ein Wohnbedarf von 1500 Wohnungen festgestellt. Seit der Zeit wurden 187 Wohnungen fertiggestellt, im Bau befindlich sind 270, unmittelbar vor der Inangriffnahme stehen weitere 94 Wohnungen, so daß sich die Zahl der gesuchten Wohnungen auf 949 verringert. Mehrere größere Bauvorhaben wie auch die ungemein gesteigerte Baulust privater Unternehmer werden weitere 670 Wohnungen herstellen. Es ist also damit zu rechnen, daß im Laufe des nächsten Jahres der Wohnungsbedarf von 1500 Wohnungen gedeckt ist. Inzwischen wird die Wohnungsknappheit, unter der Münster zu leiden hat, noch bedeutend verschärft sein, so daß nach den Schätzungen der Stadtverwaltung, die sich aller Bauinteressierten liebevoll annimmt, mit einer steigenden Fortsetzung der regen Bautätigkeit auf mindestens 2 bis 3 Jahre gerechnet werden muß. Dem durch die Wohnungsknappheit bedingten, verschiedentlich aufgetretenen Mietwucher und dem durch die Baulust angeregten Leistungswucher einzelner Baugesellschaften wird mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten.

Dieser starken Bautätigkeit muß eine umfassende Arbeit im Straßenbau und in der Aufschließung des Baugeländes gleichlaufen. Bei der Begünstigung, die man dieser Entwickelung entgegenbringt, läßt man sich im Planen der Straßen und in der Anlage der Wohnbauten grundsätzlich von städtebaulichen Gesichtspunkten leiten. Jede unschöne Bauweise soll durch die Neufassung des Ortsstatuts von vorneherein unterbunden werden. Die Architekten werden durch besondere Bestimmungen zu einer straffen Baudisziplin angehalten werden. Im Anlegen der Straßen wird man dem steigenden Verkehr Rechnung tragen. Zur Entlastung der Altstadt ist der Ausbau der Ringstraße mit den nötigen Zu- und Abfahrtsstraßen geplant. In dieses Straßenbauprogramm gliedert sich auch die Erbreiterung des Dortmund—Ems-Kanals im Raume der Stadt Münster ein. Die 10 Brücken werden dem Bedürfnis entsprechend breiter und länger gebaut.

So ist man allerseits ernstlich bemüht, die Entwickelung der Stadt durch geeignete Maßnahmen zu fördern. Dabei achtet man jedoch sorgfältig auf eine gleichmäßige und stetige Entwickelung, die jedes sprunghafte Aufwärtsschnellen unmöglich macht.

Stadttheater Münster.

Spielplan vom 28. Oktober bis 4. November 1934.

Stadttheater.

Sonntag, 28. Oktober, 15,15 Uhr: „Der Vogelhändler" (Operette). — 19,30 Uhr, Miete So. 4: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette).

Montag, 29. Oktober, 15,15 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Die Räuber" (Trauerspiel). — 20 Uhr, Miete Mo. 4: „Der Vogelhändler" (Operette).

Dienstag, 30. Oktober, 15,15 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Die Räuber" (Trauerspiel). — 20 Uhr, Miete Di. A 4: Zum letzten Male „Das lebenslängliche Kind" (Lustspiel).

Mittwoch, 31. Oktober, 15,15 Uhr: Geschlossene Vorstellung „Die Räuber" (Trauerspiel.) — 20 Uhr, Miete Mi. A 4: „Der Vogelhändler" (Operette).

Donnerstag, 1. November (Allerheiligen), 20 Uhr, Miete Do A 4: „Der arme Heinrich" (Musikdrama).

Freitag, 2. November (Allerheiligen), 20 Uhr, Miete Fr. A 4: „Die Räuber" (Trauerspiel).

Samstag, 3. November, 15,30 Uhr: „Der Vogelhändler" (Operette). — 20 Uhr: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette).

Sonntag, 4. November, 15,15 Uhr: „Der Troubadour" (Oper). — 19,30 Uhr: „Liebe und Trompetenblasen" (Operette).

Kammerspielhaus.

Sonntag, 28. Oktober, 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Mittwoch, 31. Oktober, 20 Uhr: Niederdeutsche Bühne „Hatt giegen Hatt" (Bauerndrama).

Donnerstag, 1. November (Allerheiligen), 20 Uhr: „Ein Kerl, der spekuliert" (Komödie).

Freitag, 2. November (Allerseelen), 20 Uhr: Niederd. Bühne „Hatt giegen Hatt" (Bauerndrama).

Samstag, 3. November, 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Sonntag, 4. November, 20 Uhr: Ein Kerl, der spekuliert" (Komödie).

*

☆ **Münster**, 27. Okt. **Fahrplannotiz.** Wie uns die Pressestelle der Reichsbahndirektion Münster mitteilt, wird vom 1. November ab E 122 Altona ab 17,58, Münster an 22.19, wieder bis Essen Hbf. in folgendem Plane durchgeführt: Münster an 22,19, ab 22.21, Düilmen ab 22,44, Haltern ab 22.56, Recklinghausen Hbf. ab 23,11, Wanne-Eickel Hbf. ab 23,21, Gelsenkirchen Hbf. ab 23,29. Essen Hbf. an 23,42 Uhr.

⅞ **Münster**, 26. Okt. **Der Aasee wird vergrößert.** Die Arbeiten am Aasee und die Fertigstellung der Brücke am Ring sind soweit gediehen, daß mit der Beseitigung des Dammes nunmehr begonnen werden kann. Dadurch wird der Aasee, der jetzt schon das Ziel vieler einheimischer und fremder Spaziergänger ist, bedeutend vergrößert. Die Wasserfläche wird sich dann bis etwa 150 Meter hinter der Brücke erstrecken. Der endgültige Ausbau bis zur harmonisch den See abschließenden Allee gegenüber der Steinburg muß vorerst zurückgestellt werden, da andere Aufgaben dringender sind und in ihrer Notwendigkeit vorgehen.

‡ **Münster**, 27. Okt. **Auf frischer Tat ertappt.** An der Lambertikirche hatte sich ein Fahrradmarder gerade ein nagelneues Damenfahrrad geschnappt und versuchte, mit seiner Beute zu entkommen. Auf die Hilferufe der Bestohlenen machten sich mehrere junge Burschen auf die Verfolgung und stellten den Täter, den sie nach einer gehörigen Tracht Prügel der Polizei übergaben.

Die Spartätigkeit in Westfalen.

Der Einlagenbestand bei den westfälischen Spar- und Darlehnskassen

‡ **Münster**, 27. Okt.

Die Reichshauptabteilung III des Reichsnährstandes hat über die Einlagenbestände und ihre Entwicklung im ersten Halbjahr 1934 bei den ländlichen Kreditgenossenschaften im ganzen Reich mit seinen 22 Verbandsgebieten Ermittlungen angestellt. Aus ihnen ergibt sich, daß die Spar- und Darlehnskassen-Vereine Westfalens einen ganz besonders beachtlichen Stand aufweisen können.

Die Durchschnittshöhe der Einlagen bei den einzelnen Spar- und Darlehnskassen betrug im Reich 81 742 Rm., in Westfalen jedoch, das damit an zweiter Stelle steht, 248 177 Rm. Diese günstige Stellung verdankt Westfalen zweifellos seinen zahlreichen großen Kassen in mittleren Städten mit ihrer glücklichen Mischung der Berufsgruppen.

Weniger günstig war die Gesamteinlagensteigerung im ersten Halbjahr 1934, die bei den westfälischen Kassen 3,1 Prozent betrug bei einem Reichsdurchschnitt von 4,3 Prozent. Dagegen steht unsere Provinz mit einer Sparerzahl von durchschnittlich 688 bei der einzelnen Kasse weitaus an erster Stelle (Reichsdurchschnitt 179). Aus dieser Ziffer geht schon hervor, daß der Spargedanke in Westfalen außerordentlich starken Fuß gefaßt hat, während andere Gebiete ihm noch ferner stehen. Daraus erklärt es sich, daß die Einlagensteigerung in Westfalen prozentual nicht so groß sein kann wie anderswo, wo die Bevölkerung erst seit kurzem systematisch zum Sparen geführt wird.

Im 3. Vierteljahr 1934

hat der Einlagenbestand bei den westfälischen Kassen um 3 736 900 Rm. auf 184 524 100 Rm. zugenommen, das sind über 2 Prozent in einem Vierteljahr!

Die Spar- und Darlehnskassenvereine des Münsterlandes zeigten am 30. September 1934 folgendes Bild:

Kreis bezw. Provinz	Zahl der Spar- und Darlehnskassen-Vereine	Spar-Einlagen	Einlagen in lfd. Rechnung	Gesamt-Einlagen
		in tausend Reichsmark		
Ahaus	15	4 550,0	430,9	4 980,9
Beckum	17	13 143,2	1 820,8	14 964,0
Borken	15	7 352,3	1 291,2	8 643,5
Coesfeld	13	6 075,3	659,8	6 735,1
Lüdinghausen	16	8 088,3	915,2	9 003,5
Münster	19	5 144,4	750,9	5 895,3
Recklinghausen	30	14 924,3	2 016,4	16 940,7
Steinfurt	14	6 457,1	705,8	7 162,9
Tecklenburg	18	5 591,5	662,1	6 253,6
Warendorf	13	5 972,8	587,2	6 560,0

Theater der Stadt Münster.

„Liebe und Trompetenblasen"

In dieser Operette der Herren Sturm, Bachwitz und Roland dominiert die Liebe in allen Variationen, die Umrahmung geben der bunte Rock und das zugehörige Trompetenblasen. Zwar frei von exotischem Kolorit und internationalem Parfüm, ist auch dieses Libretto nach dem üblichen Schema geschaffen. Es handelt sich durchaus nicht um eine rein deutsche Operette, die den Stempel origineller Operettenkultur nationaler Prägung trägt. Sie könnte ebenso in Paris oder London oder Neuyork über die Bretter gehen. — Eine Reihe Liebesaffären mit den entsprechenden absichtlichen und unabsichtlichen Verwechslungen, die beim Publikum nicht die gebührenden sentimentalen Rührseligkeitstränen aus den Augen pressen können, auch nicht zu herzlichem Lachen oder schmunzelndem Lächeln rechten Anlaß geben. Das Wollen der Autoren war größer als das Können. — Mit der Musik ist es ähnlich: keine Einheitlichkeit in den drei Akten, keine Originalität; hier und da vielleicht eine eigene Melodie, die aber nicht recht zündet.

Mit der Aufführung dieser belanglosen Operette hatte man sich ziemliche Mühe gegeben. Willi Hanke hatte inszeniert. Im ersten Bilde sah man seine Hand, hier versuchte er nicht erfolglos gute Arbeit zu leisten. Am Pult bemühte sich Nikolaus von Lukacs, die dünne Musik geschmackvoll zu servieren. Doch es fehlte manchmal der nötige Schmiß; verschiedentlich mißfielen Tempo und schlechte Einsätze. Die von Waltraut Metzger entworfenen Kostüme standen durchweg auf der positiven Seite, weniger die etwas dürftig geratenen Bühnenbilder Ludwig Zuckermandel-Bassermanns. Von den Tänzen, für die Frida Holst verantwortlich zeichnete, verdient nur der Czardas genannt zu werden. Im übrigen zeigte die Tanzgruppe oft und gern ihre mehr oder weniger schönen Beine. — Von den Darstellern erfreute Theo Harald als Ottokar im großen und ganzen durch seinen klingenden Tenor. Sein Vetter war Harry Grüneke, wie immer lächelnd, spielerisch-komisch ausgezeichnet, gesanglich mäßig. Andreas Holzers schwere Stimme fügte sich nur schwer ein. Gelegentlich detonierte er auch. Ruth Liselott Müllers Freifräulein war temperamentvoll und traf den richtigen Ton im Spiel. Ihre leichte biegsame Stimme konnte nicht immer durchdringen. Die Tänzerin, die Beatrice Haager auf die Bühne stellte, war anfangs allzu stark übertrieben aufgebracht, ohne dabei originell zu wirken; später fügte sie sich aber geschickt dem Ensemble ein. Gesanglich bot sie eine erfreuliche Leistung. Toni Winkels-Sopran war zeitweilig hart und unrein in der Rolle der Mascha. Zu erwähnen noch Willi Molthoff (Kaiserlicher Rat), Hans Schnepf (Festungskommandant), Hans Wenzel (Anselm) und Kurt Meister (Hupp).

Es gab Beifall und Blumen. W. T...e.

Hans Pfitzner dirigierte.

Prof. Dr. Pfitzner dirigierte als Eröffnungsvorstellung der neuen Theaterspielzeit vor einigen Wochen seinen „Armen Heinrich". Nun hatte er die Stabführung in einem Konzert, das seine Cis-Moll-Sinfonie im Mittelpunkte der Folge sah. Ob der Komponist gut daran tat, die ursprüngliche Fassung des Werkes als Streichquartett zu einer Sinfonie zu erweitern, steht hier nicht zu untersuchen. Der Hauptakzent in dieser Sinfonie liegt bei den Streichern, während die Bläser weniger in Erscheinung treten und höchstens untergeordnete, füllende und unterstreichende Bedeutung haben. Aber es handelt sich auch bei diesem Werke um eine ausgesprochene Pfitznersche Partitur, die alle Wesenszüge und charakteristischen Eigenarten seiner Tonsprache enthält. — Die Aufführung dieser Komposition unter der Leitung des Schöpfers muß als wohlgelungen betrachtet werden. Denn wer sollte besser zur Vermittlung Pfitznerscher Musik geeignet sein als der Komponist selber!

Das Konzert begann mit Schumanns D-Moll-Sinfonie, deren Interpretation ebenfalls stark beeindruckte. Vor allem die Steigerung des letzten Satzes ließ in ihrer Klarheit und Gefeiltheit keine Wünsche offen. — Am Schluß der Folge stand Webers Ouvertüre zu Euryanthe, deren Deutung Pfitzner herzlichen Beifall der leider nur zum Teil besetzten Stadthalle einbrachte.

W. T...e.

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 28. Oktober 1934.

Bekanntmachung über Sonntagsverkaufszeiten

Eine in der heutigen Ausgabe dieser Zeitung veröffentlichte Bekanntmachung des Landrats über Sonntagsverkaufszeiten im Kreise Ahaus empfehlen wir der Beachtung aller Leser.

Bauernregeln um die Buche

Die Buche war von jeher der Lieblingsbaum des Landvolkes. Besonders das erste Frühlingsgrün des Buchenlaubes und das herbstliche Vergilben der Buchenwälder bedeuteten wichtige Vorzeichen für die Jahreszeiten. Fällt das Buchenlaub bald, wird der Winter kalt. Hält die Buche die Blätter lenge, so macht ein später Winter bange. Das sind Bauernregeln, die man landauf, landab in verschiedenen Variationen hören kann. Eine der ältesten und wohl kalendergebräuchlichsten Prophezeiungen auf den Winter lautet: „So gehe bei der Zeit in den Wald hinein, such in dem Gehölz eine schöne Buche; allda magst du solch Zeichen suchen: Hau einen Span, wenn er ist trucken, so wird ein warmer Winter herrucken, ist aber naß der abgehauene Span, so kommt ein kalter Winter auf den Plan."

Vogelschutz im Herbst und Winter

Vogelschutz ist keine müßige Spielerei, sondern eine wirksame wirtschaftliche Maßnahme zur Schädlingsbekämpfung. Schon sind unsere Zugvögel in wärmere Lande verzogen. Nur die winterharten Vögel beleben noch unsere Fluren, so die nützlichen Meisen. Sollen sie im kommenden Jahre in unseren Gärten nisten, dann müssen wir jetzt schon Nistgeräte besorgen und aufhängen, daß sie im Winter Zuflucht nehmen können und sich daran gewöhnen. Aus Nisthöhlen, die im Sommer bewohnt waren, müssen wir das alte Genist entfernen, weil dieses stark mit Milben und Flöhen (Blutsaugern) durchsetzt ist. Die Vögel werden dadurch geschwächt und sind dann nicht mehr so widerstandsfähig. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß tiefer Schnee die Vögel ihrer natürlichen Nahrung beraubt. Kerbtierfressende Kleinvögel können aber höchstens einen Tag ohne Nahrung bleiben. Wir sind daher gezwungen, sie zu füttern. Die Vorbereitungen dazu müssen jetzt schon getroffen werden. Man reinigt und füllt die Futtergeräte. Das Meisen-Futterholz wird mit Hanfsamen und Rindertalg ausgegossen. Für die Singvögel sammelt man Beeren und die Kerne der Sonnenblumen, um sie im Winter aufstreuen zu können.

Leistungsfähige Stenografen und Maschinenschreiber gesucht.

Immer und immer kehren die Klagen wieder, daß leistungsfähige Stenografen gebraucht werden, daß sie aber nicht aufzutreiben sind. Aus allen Berichten der Arbeitsämter tönt das gleiche Lied. Die kaufmännischen Stellenvermittlungen führen in ihren Listen einen verhältnismäßig großen Teil stellungsloser Gehilfen, die über gänzlich unzureichende Ausbildung in den grundlegenden Fertigkeiten ihres Berufes verfügen, denen also schwerlich eine Stellung verschafft werden kann.

Bei dem gewaltigen Kampf gegen die Arbeitslosigkeit ist es unbedingt notwendig, daß jeder sich die grundlegenden Kenntnisse und Fähigkeiten aneignet, die er für seinen Beruf braucht. Darum ergeht insbesondere an die Kaufmannsgehilfen von neuem der Ruf: Lernt Kurzschrift und Maschinenschreiben und bringt es darin zu einer praktisch verwertbaren Fertigkeit.

Neue Handwerksmeister

Während wir in der gestrigen Ausgabe schon von 12 Handwerksgesellen aus dem Kreise das Bestehen ihrer Meisterprüfung mitteilen konnten, bringen wir heute noch von 8 weiteren Gesellen die erfreuliche Mitteilung über ihre bestandene Meisterprüfung. Es sind dies:

Schmiede: Heinrich Bertling in **Alstätte;**

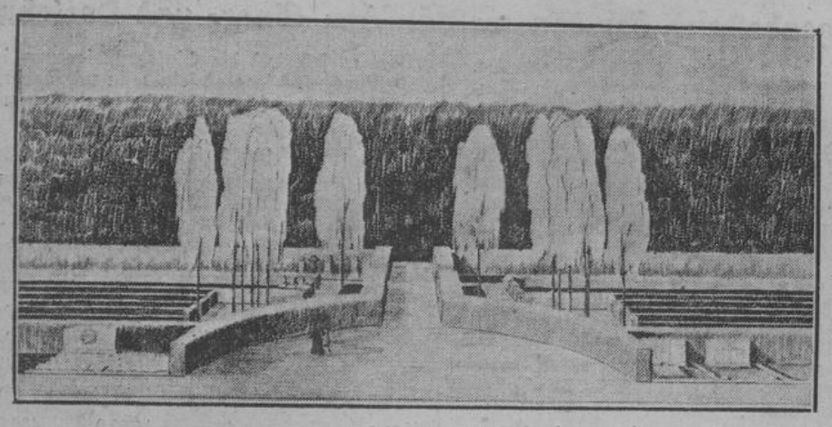
Schneider: Theodor Lammers in **Nienborg;** Joseph Terschluse in **Stadtlohn;**

Stellmacher: Bernhard Hülsken in **Legden;**

Tischler: Bernhard Schabbing in **Gronau;** Bernhard Volbert in **Nienborg;** Bernhard Rolfering in **Stadtlohn** und Bernhard Gesing in **Wüllen.** Allen jungen Meistern den herzl. Glückwunsch!

Gronauer Stadt-Rundschau

Neue Gräberanlage für Kinder auf dem kath. Friedhof in Gronau



Der Allerseelenmonat November führt unsere Gedanken und Gefühle mehr als sonst hin zu jenem Flecken Erde, auf der unsere teuren Toten der Auferstehung entgegenschlummern. Die Pfarrgemeinde Gronau bestattete ihre verstorbenen Gläubigen bis zum Jahre 1921 auf dem kleinen Friedhof in unmittelbarer Nähe der Stadt an der Ochtruper Straße. Aus der Erkenntnis heraus, daß dieser zu der Größenentwicklung der Gemeinde in keinem Verhältnis mehr stehende Friedhof bald belegt sein würde, wurde rechtzeitig vom damaligen Kirchenvorstande die Anlage einer neuen Begräbnisstätte als Notwendigkeit ins Auge gefaßt. Das erhellt auch daraus, daß zu diesem Zwecke bereits im Jahre 1906 in der Eßseite ein Grundstück in Größe von 3,28 ha angekauft wurde. Die größere Hälfte des Terrains wurde zu einer Friedhofsanlage ausgebaut, die am 1. Mai 1921 die kirchliche Weihe erhielt.

Inzwischen ist mehr als ein Jahrzehnt vergangen. Wie viele unserer Mitbrüder und Mitschwestern haben nicht schon auf dem neuen Totenacker ihre letzte Ruhestatt gefunden! Dessen wird der stille Friedhofsbesucher so recht inne, wenn er sinnend die Wege und Gräberreihen durchschreitet. In diesen Tagen vor Allerseelen stellt man erneut mit Genugtuung fest, wie die Angehörigen der auf dem neuen Friedhof bestatteten Toten die Gräber ihrer in Christo Heimgegangenen mit liebender Sorgfalt pflegen und hegen. Was das Gesamtbild des Friedhofs anbelangt, läßt sich hier und da gewiß noch manches tun zur Herbeiführung eines schöneren, geschlosseneren Eindrucks. Aber wir wissen, das geht nicht von heute auf morgen. Man denke beispielsweise nur einmal daran, wie sich hier der magere Sandboden immer wieder einem gedeihlichen Wachstum der Pflanzen abträglich zeigt. Gute, regelmäßige und andauernde Hege und Pflege des Bodens und des Gewächses ist oberstes Gebot. Unter Berücksichtigung dieser erschwerenden Umstände empfindet man als besonders erfreulich und anerkennenswert die mit Mühe geschaffene Neuanlage, die sich mit dem Friedhofsbesuche zum Allerseelentage in diesem Jahre erstmalig zeigt. Wir meinen

die neue Gräberanlage für unsere Kinder.

Sie ist sauber und geschmackvoll hergerichtet am südlichen Friedhofsende, direkt hinter dem großen Kreuze, das vom Rondell in der Mitte des Totenfeldes das Ganze überragt. Bei dieser Kinderfriedhofsanlage wurden sowohl zweckmäßige Gesichtspunkte berücksichtigt als auch symbolische Motive mitangewandt. So entspricht zunächst die Tatsache, daß die Kinder in der Nähe des großen Kreuzes gebettet sind, dem Gedanken: „Christus der Kinderfreund." Das Grabfeld der Kinder ist mit einer weißblühenden Spiraenhecke umgeben, was ebenfalls symbolisch ist. Eine Hecke trennt die ganze Anlage von der äußeren Familiengruftanlage; der Kinderfriedhof stellt somit gleichsam einen Innenhof dar. Die Gesamtanlage bildet ein gutes übersichtliches Raumbild; durch die gegebene Linienführung ist die Grabfolge festgelegt, wodurch von vornherein eine Unordnung in der Gräberfolge vermieden wird. Die Anlage gliedert sich in 2 gleichmäßige Teilen. Natürlich wird für die nächsten Jahre der eine Teil — der östliche — den Anforderungen allein genügen. Er faßt nämlich insgesamt 163 Kindergräber. Nach dem gegenwärtigen Stand der Gronauer Pfarrgemeinde würde dieser — fertiggestellte — Teil des Kinderfriedhofes für rund 10 Jahre ausreichen. Die 2. Fläche des Innenhofs, der westliche Teil, ist im Gesamtrahmen symmetrisch festgelegt; die Aufteilung der Gräberfolge braucht hier allerdings erst später zu erfolgen. Einstweilen wird diese Fläche eingesät, wodurch sich mit der Zeit ein freundliches Bild ergibt. — Welche Arbeit die ganze Anlage erforderte, wird aus der Feststellung ersichtlich, daß etwa 100 Kubikmeter Mutterboden angefahren werden mußten, um die Hecken gut in Ansatz zu bringen. Die Mühe wird sich aber reichlich lohnen. Ist die Anlage in Wachstum und Blüte im nächsten Frühjahr erst recht entwickelt, wird es jeden Friedhofsbesucher erheben und mit Dank erfüllen, zu sehen, wie würdig und sinnreich die Kinder der Gemeinde hier gebettet sind.

Die Zeichnung zu der neuen Gräberanlage stammt von Gartenbau-Diplomarchitekt Cartain-Münster, während die Ausführung der gärtnerischen Arbeiten und die Bepflanzung durch den Gartenbaubetrieb H. Boom-Gronau erfolgte.

Oben im Bilde sehen wir eine Zeichnung des neuen Kinderfriedhofs, wie er sich später nach der hoffentlich günstigen Wachstumsentwicklung dem Auge darbieten wird.

Ergänzend sei noch erwähnt, daß der linksseitig am Friedhofseingang bereits belegte Kinderfriedhof mit 2 langen Reihen heckenartig wirkenden, rotblühenden Spiraen eingesäumt wird, was zur Hebung des gesamten Bildes zweifellos beiträgt.

Folgende Friedhofsordnung wird demnächst auf einer großen Tafel am Eingang des Totenackers zu lesen sein:

Friedhofsordnung.

1. Die Friedhofsanlagen werden dem Schutze der Besucher empfohlen.
2. Das Betreten des Friedhofes ist nur bei Tage gestattet.
3. Kinder unter 12 Jahren dürfen den Friedhof nur in Begleitung Erwachsener betreten.
4. Das Abpflücken von Blumen und Grün ist verboten.
5. Verwelkte Kränze und Unkraut müssen auf den Schuttplatz gebracht werden.
6. Schweres Fuhrwerk darf den Friedhof ohne Erlaubnis nicht befahren.
7. Auf dem Friedhof soll nicht geraucht werden.
8. Das Radfahren auf dem Friedhof ist verboten.
9. Hunde sind an der Leine zu führen.

Die gesammelten Kleidungsstücke werden abgeholt.

Das Amt für Volkswohlfahrt teilt mit:

Die der NSV. für das Winterhilfswerk zur Verfügung gestellten Kleidungsstücke werden ab Montag kommender Woche abgeholt. Es wird gebeten, die Sachen bereit zu halten.

● **Rentenzahlung Gronau.** Die für den Monat November fälligen Sozialrenten (Unfall- und Invalidenrenten) werden beim Postamt in Gronau bereits am 30. Oktober gezahlt. Bei den Militärrenten kommt eine Verlegung des Zahltages nicht in Frage, gezahlt wird also am 29. Oktober.

Geschäftliches

Der heutigen Ausgabe dieser Zeitung liegt ein Prospekt der **Fa. Dr. med. F. Schultheiß, G. m. b. H., Berlin W. 57** bei, worauf wir empfehlend hinweisen.

Zum Tag des Handwerks am 28. Okt. schmücken die Handwerker des Kreises Ahaus Werkstatt und Haus!

Auch die Bürgerschaft wird gebeten, zu flaggen!

Pg. Voß-Münster sprach zu den Betriebsführern der Textilindustrie und ihren Gefolgschaften

Die Deutsche Arbeitsfront hatte die Arbeiter der Firma M. van Delden im Dinkellager zu einer Versammlung zusammengerufen. Zu Beginn sprach M. van Delden einleitende Worte zu seiner Belegschaft. Dann nahm Gaubetriebsgemeinschaftsleiter Pg. Voß (Münster) das Wort. Der Redner sprach über Zweck und Ziele der DAF., wobei er die Parallele zog zwischen dem früheren Parteistaat, dem Interessenklüngel vergangener Jahre, der seine Stimme gegen die eigenen Grundsätze verkuhhandelte und der heutigen Regierung, die in ihrer Totalität sich keinem Interessenklüngel unterordnet, sondern die Belange des gesamten deutschen Volkes vertritt. Der Redner sprach auch über die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", an der jeder nach seinem Bedürfnis teilnehmen kann. Theater, Reisen und Wandern, diese Genüsse waren früher nur den Begüterten möglich. Jetzt ist ein gegenseitiges Kennenlernen in der Arbeit und auch in der Freude gewährleistet. Deutschland ist einig im Innern, nach außen geschlossen und stark, Schicksalsverbundenheit herrscht in der Arbeit. Der Redner schloß mit der Aufforderung an alle:

„Kämpft mit, arbeitet mit, opfert mit und vertraut mit!"

Um 6 Uhr sprach Pg. Voß dann im Saale bei Lilienfeld zu den Betriebsführern der Gronauer Industrie. Hier entwickelte der Redner etwa dieselben Gedanken, und appellierte an das moralische Gewissen der Unternehmer, daß sie eine gerechte Entlohnung nach Leistung und Können vornehmen müßten und nicht in krankhafter Profitgier raffen und dem Arbeiter Lebensbedingungen aufzwängen, die im Zeitalter des Liberalismus Platz gegriffen hätten. Kein Staat könne bestehen, in dem um Lohntarife und Lebensniveau gefeilscht und die Arbeitskraft zur Ware degradiert würde. Nur ein Trieb, der in der Werksgemeinschaft verwurzelt ist, und nicht auf Profitgier, hat zeitlichen Bestand. So erreichen wir deutschen Sozialismus!

Dann sprach der Redner noch über den Zweck und die Auswirkung der Betriebsordnung, die im Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit fundamentiert ist. So muß auch die Betriebsordnung mit den Vertrauensräten besprochen werden, denn Arbeiter und Angestellte sind das Fundament jedes Betriebes.

★

Wessendorf

Die Gemeinde Wessendorf erhält eine neue Schule.

Als vor 7 Jahren in der Gemeinde Wessendorf eine Schule errichtet wurde, hat man wohl nicht geahnt, daß die Zahl der schulpflichtigen Kinder in solch steigendem Maße zunehmen würde. Ueber 20 Familien haben sich in den letzten Jahren, größtenteils in dem zur Gemeinde Wessendorf gehörigen Wenningfeld, angesiedelt. Die Folge davon war, daß die Schülerzahl rasch zunahm. Bei Eröffnung der Schule im Jahre 1928 betrug sie 50, die inzwischen auf annähernd 100 gestiegen ist, und in wenigen Jahren wird sie 120 bis 130 erreichen. Im Jahre 1929 wurde ein Teil der Gemeinde Wessendorf nach der Stadtgemeinde Stadtlohn eingemeindet, sodaß nunmehr die Schule an der Peripherie der Amtsgemeinde Wessendorf liegt. Da der Hauptzuzug der Schulkinder aus dem neu besiedelten Wenningfeld kommt, die vielfach einen sehr weiten Schulweg zu der sehr ungünstig liegenden Schule zurückzulegen haben, bestand schon vor drei Jahren die Absicht, in Wenningfeld gleich hinter dem Bahnhof ein zweite Schule mit Lehrerwohnung zu erbauen. Zum allergrößten Teile konnten die Kosten durch den Zuschuß der Regierung gedeckt werden. Aus nichtigen Gründen wurde damals dieses günstige Angebot abgelehnt, obschon damals vorauszusehen war, daß in Anbetracht der steigenden Schülerzahl über kurz ein zweiter Schulraum erforderlich sei. Als vor einem Jahre durch das Arbeitsbeschaffungsprogramm der neuen Reichsregierung Baugelder zur Verfügung gestellt wurden, erhielt die Gemeinde Wessendorf 9 000 Mk. bewilligt. Dieser Betrag sollte anfangs zur Errichtung eines zweiten Schulraumes durch Aufstocken der Wessendorferschule verwandt werden. Von diesem Plane aber ist man abgegangen und will nunmehr die 9 000 Mk. zur Erbauung einer zweiten Schule ohne Lehrerwohnung in Wenninafeld benutzen. Der Gemeindeschulze Bödder-Hueske hat in liebenswürdiger Weise ein 1 Morgen großes Heidegrundstück, das gleich hinter dem Bahnhof Wenninafeld liegt, zur Verfügung gestellt. Auf diesem Grundstück soll nun in allernächster Zeit die neue Schule errichtet werden, die mit Beginn des neuen Schuljahres zum ersten Male ihre Pforten öffnen wird. Ein lang gehegter Wunsch der Wenningfelder Bevölkerung wird damit in Erfüllung gehen.

Gottesdienst-Ordnungen.

Sonntag, 28. Oktober 1934 (Christkönigsfest).

Ahle: Gem. hl. Kommunion der Mütter und Kinder. 7 Uhr hl. Messe; 10 Uhr Hochamt und Predigt. Nachmittags 2.30 Uhr Andacht. — Montag 7 Uhr Seelenamt für Stanislaus Kuzniski.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Heider, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: Otto Heinz Tebbe; für Feuilleton: Peter Schlauk; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeppen, Münster i. W.

Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotjunker, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: Bernhard Schütte, Ahaus.

Durchschnittsauflage: IX. 1934: **Zeno-Zeitung insgesamt 40 456,** enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdinghausen, Ahlen, 2863; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Bredener Anzeiger, Stadtlohner Volksblatt), Coesfeld, 5246; — Borkener Zeitung, Borken, 3098; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1809; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1736; — Haltener Zeitung, Haltern, 1660; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt), Ahaus, 3153; — Münsterländische Volkszeitung (Rheiner Volksblatt), Rheine, 3845; — Emsländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1660; — Neuer Emsbote für Kreis Warendorf und Amt Telgte (Warendorfer Kreisblatt), Warendorf, 2491; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtruper Anzeiger, Wettringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1625; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 6021; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Rees, Bocholt, 950; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 2297; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2002

Weitere lokale Nachrichten auf einer anderen Seite.

Arbeiten will jeder, aber auch schlafen, und das in einem guten Bett. Finden Sie keinen richtigen Schlaf? — Dann versuchen Sie Ernstings Spezial-Garantie Betten in denen werden Sie brillant schlafen können.

Ernsting Gronau

Bekanntmachung

betreffend Sonntagsverkaufszeiten.

Auf Grund der Verordnung des Regierungspräsidenten in Münster betreffend Ausnahme vom Verbot der Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe vom 30. Juli 1934 (R.A.Bl. Seite 121) wird die Lage und Dauer der Verkaufszeit im Kreise Ahaus wie folgt festgesetzt:

Stadt Stadtlohn 8—9, 11.15—12.15 Uhr
Stadt Vreden 9—10, 11.00—12.00 Uhr
in den übrigen Polizeibezirken (mit äusnahme der Stadt Gronau) 8—10 Uhr.

Meine Bekanntmachung vom 7. Mai 1926 wird aufgehoben.

Diese Bekanntmachung tritt mit dem 1. Nov. 1934 in Kraft.

Ahaus, den 25. Oktober 1934.

Der Landrat.

Bekanntmachung

Die am 1. Oktober fällige zweite Hälfte der Floglandpächte für Ahaus und Wüllen wird am Dienstag, den 6. November in der Zeit von 10 bis 11 Uhr beim Gastwirt Temme in Wüllen und von 12 bis 6 Uhr beim Gastwirt Wameling in Ahaus in Empfang genommen.

Fürstlich Salm Salm'sche Rentei Stadtlohn

Ihre Aussteuer
kaufen Sie am vorteilhaftesten, sowie alle
Einzelmöbel
zu den billigsten Preisen bei
H. van Wenck, sen.
Alstätte i. W.
gegr. 1864 Telefon 20

Suche
2 Zimmer-Wohnung
für kinderloses, junges Ehepaar. Miete wird monatlich im voraus bezahlt.
Offerten an die Buchhandlung Scholbrock, Vreden.

Schenkt Bücher!

Heilpraktiker
B. Kauling - Ahaus
Galenstraße 14
Naturheilpraxis für Rheuma-, Ischias- und Gichtkranke.
Sprechstunden: 10—12 u. 4—7 Uhr

Familien- und Vereins-Drucksachen
liefert in geschmackvoller Ausführung
Gebr. Lensing
Verlagsanstalt G. m. b. H.
Zweigstelle Ahaus, Gronau

Karl May
pro Band 2.90 Mk.
Durchs wilde Kurdistan
Von Bagdad nach Stambul
Durch das Land der Skipetaren
Der Schut
Old Surehand I/II
Kapitän Kaiman
Auf fremden Pfaden
Unter Geiern
Der Oelprinz
Halbblut
Das Vermächtnis des Inka
Der blaurote Methusalem
Die Sklavenkarawane
Der alte Dessauer
Aus dunklem Tann
Der Waldschwarze
Das Geheimnis des Marabu
Der Spion von Ortry
Die Herren von Greifenklau
GEBR. LENSING
Verlagsanstalt G. m. b. H.
Buchhandlung,

Der Schlüssel des Erfolges ist und bleibt die gute Zeitungs-Anzeige!

Die neuen Steuergesetze.

Die Einkommensteuer.

Im Reichsgesetzblatt 119 vom 24. Oktober 1934 ist das von der Reichsregierung beschlossene neue Einkommensteuergesetz vom 16. Oktober 1934 veröffentlicht worden. Der Wortlaut des Gesetzes, das sich in 53 Paragraphen gliedert, wird durch die genauen Einkommen- und Lohnsteuertabellen ergänzt.

Im ersten Abschnitt des Gesetzes über die Steuerpflicht (§ 1) wird festgestellt, daß natürliche Personen, die im Inland einen Wohnsitz oder ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben, unbeschränkt einkommensteuerpflichtig sind, während solche natürliche Personen, die im Inland weder einen Wohnsitz noch ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben, mit ihren inländischen Einkünften beschränkt einkommensteuerpflichtig sind.

Abschnitt 2 (Einkommen) umfaßt die §§ 2 bis 24. In diesem Abschnitt werden zunächst die Einkommensarten behandelt. Dabei wird festgestellt, daß der Einkommensteuer nur unterliegen: Einkünfte aus Land- und Forstwirtschaft, aus Gewerbebetrieb, aus selbständiger Arbeit, aus nicht selbständiger Arbeit, aus Kapitalvermögen, aus Vermietung und Verpachtung, sowie sonstige Einkünfte nach § 22, wobei es sich vor allem um Leibrenten und Spekulationsgeschäfte handelt. Es folgt eine genaue Aufstellung der steuerfreien Einkünfte. Unter diesen sind bemerkenswert die Vergütungen im Freiwilligen Arbeitsdienst sowie Heiratsbeihilfen, die an Arbeitnehmerinnen beim Ausscheiden aus dem Dienstverhältnis gewährt werden. § 4 und 5 beschäftigt sich mit dem Begriff des Gewinnes, während § 6 und 7 Grundsätze für die Bewertung und die Absetzung für Abnutzung oder Substanzverringerung aufstellt. Nach einer Aufzählung der bei den Einkünften erwachsenen, ähnlich wie bisher definierten Werbungskosten (§ 9) gibt das Gesetz in § 10 die Sonderausgaben an, die vom Gesamtertrag der Einkünfte abzuziehen sind. Hierunter fallen ein Betrag von 50 Reichsmark für jede Hausgehilfin, ferner die Familienabzüge, die mit 300 Reichsmark für die Ehefrau, 300 Reichsmark für das erste Kind, 400 Reichsmark für das zweite Kind, 600 Reichsmark für das dritte Kind, 800 Reichsmark für das vierte Kind und je 1000 Reichsmark für das fünfte und jedes weitere Kind angesetzt sind. Als neue Sonderausgabe erscheinen Beiträge an Bausparkassen zur Erlangung von Baudarlehen. Dagegen sind verschwunden die Ausgaben für die Fortbildung im Berufe, den der Steuerpflichtige ausübt. Bei den Sonderausgaben handelt es sich im Gegensatz zu den Sonderleistungen des früheren § 17 nicht mehr um eine Aufzählung, die weitere Fälle nicht ausschließt, sondern um eine vollständige Liste. In einem § 12 wird dann noch ausdrücklich gesagt, daß nicht abzugsfähig sind: die für den Haushalt und Steuerpflichtigen und für den Unterhalt seiner Familienangehörigen aufgewendeten Beträge. Dazu gehören auch die Aufwendungen für die Lebensführung, die die wirtschaftliche oder gesellschaftliche Stellung des Steuerpflichtigen mit sich bringt, auch wenn sie zur Förderung des Berufs oder der Tätigkeit des Steuerpflichtigen erfolgen. Nicht abzugsfähig sind ferner freiwillige Zuwendungen und Zuwendungen an gesetzlich unterhaltungsberechtigte Personen.

In den folgenden Paragraphen werden die einzelnen Einkunftsarten aufgezählt. Hieran schließt sich der Abschnitt III über die Veranlagung. Ehegatten werden zusammen veranlagt, solange beide unbeschränkt steuerpflichtig sind und nicht dauernd getrennt leben. Auch die Kinder, denen die Kinderermäßigung gewährt wird, werden mit dem Haushaltsvorstand zusammen veranlagt, solange er und die Kinder unbeschränkt steuerpflichtig sind. Jedoch scheiden Einkünfte aus nicht selbständiger Arbeit, die die Kinder aus einem fremden Betrieb beziehen, bei der Zusammenveranlagung aus.

Im Abschnitt IV (Tarif) wird in § 32 auf die Einkommensteuertabelle hingewiesen, die dem Gesetz als Anlage beigefügt ist. Der Steuertarif ist grundlegend geändert. Die Tabelle, die anstelle des bisherigen umständlichen Berechnungsverfahrens tritt, umfaßt in übersichtlicher Form alle Einkommen von mehr als 560 Mark im Jahr, sodaß aus ihr genau zu ersehen ist, wie viel Einkommensteuern ein Lediger, ein kinderlos Verheirateter und ein Steuerpflichtiger mit eins, zwei, drei, vier, fünf und mehr Kindern bei einer bestimmten Einkommenshöhe zu zahlen hat. Auf Antrag werden bei der Veranlagung zur Einkommensteuer besondere wirtschaftliche Verhältnisse, die die steuerliche Leistungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigen, durch Ermäßigung der Einkommensteuer berücksichtigt, wenn das Einkommen 20 000 Reichsmark nicht übersteigt. Es ist hierbei an außergewöhnliche Belastungen durch Unterhalt von Kindern oder bedürftigen Angehörigen und Ausgaben wegen Krankheit, Todesfall oder Unglücksfall gedacht.

Die Entrichtung der Steuer ist im Abschnitt V geregelt. Der Steuerpflichtige hat am 10. März, 10. Juni, 10. September und 10. Dezember Vorauszahlungen auf die Einkommensteuer zu entrichten. Steuerpflichtige, deren Einkünfte überwiegend aus Land- und Forstwirtschaft herrühren, haben am 10. März und am 10. Juni Vorauszahlungen in Höhe eines Viertels und am 10. Dezember eine Vorauszahlung in Höhe der Hälfte der zuletzt veranlagten Einkommensteuer zu entrichten. (§ 35).

Die §§ 38—42 behandeln den Steuerabzug vom Arbeitslohn (Lohnsteuer), wobei auf die als Anlage 2 dem Gesetz beigefügte Lohnsteuertabelle verwiesen wird, in der in insgesamt 132 Lohnstufen alle Löhne und Gehälter von mehr als 80 RM im Monat für Ledige, kinderlos Verheiratete und Arbeitnehmer mit ein bis 10 Kindern verzeichnet sind. Im übrigen wird in diesem Zusammenhang (§ 38) festgestellt, daß der Arbeitnehmer neben dem Arbeitgeber für die Lohnsteuer nur haftet, wenn der Arbeitgeber den Arbeitslohn nicht vorschriftsmäßig gekürzt hat oder wenn der Arbeitnehmer weiß, daß der Arbeitgeber die einbehaltene Lohnsteuer nicht vorschriftsmäßig abgeführt hat und dies dem Finanzamt nicht unverzüglich mitteilt.

Die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe wird nach dem 31. Dezember 1934 nicht mehr erhoben. Der Steuerpflichtige wird bei einer Durchsicht der neuen Einkommensteuertabelle oder der Lohnsteuertabelle aber unschwer feststellen können, daß die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe in den neuen Einkommensteuertarif eingearbeitet worden ist, also praktisch eine Erhöhung der Einkommensteuer herbeigeführt hat. Diese Erhöhung ist je nach dem Familienstand minder fühlbar, oder sie ist überhaupt nicht da. Besonders betroffen sind natürlich die bisher von dieser Abgabe Befreiten, das sind alle Nichtlohn- und -gehaltsempfänger und die bisher mit einem ermäßigten Satz Herangezogenen, das sind die Beamten. Die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe war eine Zweckteuer, deren Abbau einmal schon im Gesetz zur Erhaltung und Hebung der Kaufkraft vom 24. März dieses Jahres ermäßigt oder doch nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten umgebaut worden war. Diese Zweckbindung ist natürlich jetzt fortgefallen. Der Einkommensteuertarif ist starr. Im Gegensatz zur Arbeitslosenhilfeabgabe ist die Ehestandshilfe im neuen Einkommensteuergesetz ausdrücklich geregelt worden. Ueber diese einkommensteuerartige Abgabe der Ledigen heißt es, soweit die Lohn- und Gehaltsempfänger in Frage kommen, daß die Vorschriften nicht mehr auf den Arbeitslohn anzuwenden sind, der für die Zeit nach dem 31. Dezember 1934 gewährt wird. Ueber die Ehestandsbeihilfe der Veranlagten ist verlautbart, daß sie nicht von den Einkünften erhoben wird, die der Veranlagung für das Kalenderjahr 1934 oder ein späteres Kalenderjahr zugrunde liegen. Dann kommt aber die sehr wichtige Bestimmung: „Auf die für das Kalenderjahr 1934 festgesetzte Einkommensteuerschuld wird die für das Kalenderjahr 1934 entrichtete Ehestandshilfe angerechnet." Also nicht nur die Ehestandshilfe der Veranlagten, sondern im Veranlagungsfall auch die Ehestandshilfe der Lohn- und Gehaltsempfänger. Der ledige Steuerpflichtige kann bei Einsichtnahme in die neue Einkommensteuertabelle ohne größere Schwierigkeit feststellen, daß die bisherige Ehestandshilfe in den neuen Tarif eingearbeitet worden ist, also der bisherige besondere Zweckteuercharakter aufgegeben wurde.

Abschnitt VI Besteuerung nach dem Verbrauch (§ 48) sieht vor, daß der Steuerpflichtige nach dem Verbrauch besteuert werden kann, wenn der Verbrauch im Kalenderjahre 10 000 RM überstiegen hat und um mindestens die Hälfte höher ist als das Einkommen. Die Einkommensteuer nach dem Verbrauch beträgt nur die Hälfte der Steuer, die sich aus der Einkommensteuertabelle ergibt. Wenn der sich danach ergebende Steuerbetrag geringer ist, als der Steuerbetrag, der sich bei Zugrundelegung des Einkommens ergeben würde, so ist der Besteuerung nicht der Verbrauch, sondern das Einkommen zugrunde zu legen.

Im Abschnitt VII Besteuerung beschränkt Steuerpflichtiger wird im § 49 klargelegt, was als inländische Einkünfte im Sinne der beschränkten Einkommensteuerpflicht anzusehen sind. Das Finanzamt kann die Einkommensteuer bei beschränkt Steuerpflichtigen ganz oder zum Teil erlassen oder in einem Pauschbetrag festsetzen, wenn es aus volkswirtschaftlichen Gründen zweckmäßig ist oder eine gesonderte Berechnung der Einkünfte besonders schwierig ist.

In den Uebergangs- und Schlußvorschriften (Abschnitt VIII) wird in § 51 bestimmt, daß das Gesetz erstmalig auf Veranlagungen für das Kalenderjahr 1934 anzuwenden ist.

Das Körperschaftssteuergesetz.

Das neue Körperschaftssteuergesetz hat 25 gegen bisher 32 Paragraphen. Der Tarif ist unverändert; das Schachtelprivileg bleibt.

Lohnsteuertabelle

(bei monatlicher Lohnzahlung).

Stufe		Die Lohnsteuer beträgt bei einem										
				Arbeitnehmer, dem Kinderermäßigung gewährt wird für								
Lfde. Nr.	Monatslohn	ledigen Arbeitnehmer*)	kinderlos verheirateten Arbeitnehmer	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4 Kinder	5 Kinder	6 Kinder	7 Kinder	8 Kinder	9 Kinder
	RM	RM	RM	RM	RM	RM	RM	RM	RM	RM	RM	RM
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
	mehr als — bis											
1	80,08—91	0,78	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2	91—104	1,82	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3	104—117	3,64	1,30	—	—	—	—	—	—	—	—	—
4	117—130	5,46	2,08	—	—	—	—	—	—	—	—	—
5	130—143	7,28	3,38	0,78	—	—	—	—	—	—	—	—
6	143—156	9,10	4,42	1,82	—	—	—	—	—	—	—	—
7	156—169	10,92	5,46	2,86	1,04	—	—	—	—	—	—	—
8	169—182	13,52	6,50	4,16	1,82	—	—	—	—	—	—	—
9	182—195	16,12	7,80	4,94	2,86	—	—	—	—	—	—	—
10	195—208	18,46	8,84	5,98	4,16	0,52	—	—	—	—	—	—
11	208—221	21,06	10,14	7,02	4,94	1,56	—	—	—	—	—	—
12	221—234	23,92	11,44	8,32	5,98	2,60	—	—	—	—	—	—
13	234—247	27,04	12,74	9,62	7,02	3,64	—	—	—	—	—	—
14	247—260	29,90	14,30	10,92	7,80	4,68	—	—	—	—	—	—
15	260—273	33,02	15,86	11,96	8,58	5,72	0,78	—	—	—	—	—
16	273—286	34,84	17,68	13,—	9,62	6,24	1,82	—	—	—	—	—
17	286—299	37,96	19,50	14,04	10,40	6,76	3,12	—	—	—	—	—
18	299—312	40,82	21,06	15,34	11,18	7,54	4,16	—	—	—	—	—
19	312—325	43,42	22,62	16,38	11,96	7,80	4,42	—	—	—	—	—
20	325—338	46,02	23,92	17,42	13,—	8,58	4,42	—	—	—	—	—
21	338—351	48,36	25,48	18,46	13,78	9,10	4,68	—	—	—	—	—
22	351—364	50,96	27,04	19,76	14,56	9,62	5,20	0,26	—	—	—	—
23	364—377	53,56	28,60	20,80	15,34	10,40	5,20	1,04	—	—	—	—
24	377—390	55,90	30,16	21,84	16,38	10,92	5,46	1,04	—	—	—	—
25	390—403	58,50	31,72	22,88	17,16	11,44	5,72	1,30	—	—	—	—
26	403—416	61,10	33,28	24,18	17,94	11,96	5,98	1,30	—	—	—	—
27	416—429	63,44	34,84	25,48	18,72	12,74	6,24	1,30	—	—	—	—
28	429—442	66,04	36,40	26,78	19,76	13,26	6,50	1,30	—	—	—	—
29	442—455	68,38	38,48	28,34	20,54	13,78	7,02	1,30	—	—	—	—
30	455—468	70,98	40,56	29,90	21,32	14,30	7,28	1,56	—	—	—	—
31	468—481	73,58	42,64	31,98	22,88	15,08	7,54	1,56	—	—	—	—
32	481—494	76,18	44,72	33,80	24,18	15,86	8,06	1,56	—	—	—	—
33	494—507	78,52	46,80	35,88	26,—	16,64	8,84	1,56	—	—	—	—
34	507—520	81,12	48,88	37,96	27,56	17,42	9,10	1,56	—	—	—	—
35	520—533	83,46	50,96	39,78	29,38	18,20	9,62	1,56	—	—	—	—
36	533—546	86,06	53,56	41,86	31,20	19,24	10,14	1,82	—	—	—	—
37	546—559	89,18	55,64	43,94	33,28	20,28	10,92	1,82	—	—	—	—
38	559—572	92,30	57,72	46,02	34,84	21,06	11,18	1,82	—	—	—	—
39	572—585	95,42	59,80	47,84	36,40	21,84	11,70	1,82	—	—	—	—
40	585—598	98,54	61,62	49,92	37,96	23,14	12,22	2,34	—	—	—	—
41	598—611	101,66	63,44	51,48	39,52	23,92	12,74	2,34	—	—	—	—
42	611—624	104,78	65,52	53,04	41,08	24,44	13,—	2,34	—	—	—	—
43	624—637	107,90	67,60	54,60	42,64	25,48	13,52	2,34	—	—	—	—
44	637—650	111,02	69,42	56,68	44,20	26,26	14,04	2,34	—	—	—	—
45	650—663	114,14	71,24	58,50	45,76	26,78	14,56	2,60	—	—	—	—
46	663—676	117,26	73,32	60,58	47,32	27,56	15,08	2,60	—	—	—	—
47	676—689	120,38	75,40	62,40	48,88	28,08	15,60	2,60	—	—	—	—
48	689—702	123,50	77,22	64,48	50,44	28,86	16,12	2,60	—	—	—	—
49	702—715	126,62	79,04	66,30	52,—	29,64	16,64	3,12	—	—	—	—
50	715—728	129,74	81,12	68,12	53,56	30,42	16,90	4,16	—	—	—	—
51	728—741	132,86	83,20	70,20	55,38	31,20	17,42	5,20	—	—	—	—
52	741—754	135,98	85,02	72,28	57,46	31,72	17,94	6,24	—	—	—	—
53	754—767	139,10	86,84	74,10	59,28	32,50	19,24	7,54	—	—	—	—
54	767—780	142,22	88,92	76,18	61,36	33,80	20,54	8,84	—	—	—	—
55	780—793	145,34	91,—	78,—	63,18	35,36	21,84	10,14	—	—	—	—
56	793—806	148,46	92,82	80,08	65,26	36,92	23,14	11,44	1,04	—	—	—
57	806—819	151,58	94,64	81,90	67,08	38,48	24,44	12,74	2,08	—	—	—
58	819—832	154,70	96,72	83,98	69,16	40,04	26,—	14,04	3,12	—	—	—
59	832—845	157,82	98,80	85,80	70,98	41,60	27,56	15,34	4,16	—	—	—
60	845—858	160,94	100,62	87,88	73,06	43,16	29,12	16,64	5,20	—	—	—
61	858—871	164,06	102,44	89,70	74,88	44,72	30,68	17,94	6,24	—	—	—
62	871—884	167,18	104,52	91,78	76,96	46,28	32,24	19,24	7,54	—	—	—
63	884—897	170,30	106,34	93,60	78,78	47,84	33,80	20,54	8,84	—	—	—
64	897—910	173,42	108,42	95,68	80,86	49,40	35,36	21,84	10,14	—	—	—
65	910—923	176,54	110,24	97,50	82,68	50,96	36,92	23,14	11,44	1,04	—	—
66	949—962	179,66	112,32	99,58	84,76	52,52	38,48	24,44	12,74	2,08	—	—
67	936—949	182,78	114,40	101,40	86,58	54,08	40,04	26,—	14,04	3,12	—	—
68	949—962	185,90	116,22	103,48	88,66	56,16	41,60	27,56	15,34	4,16	—	—
69	962—975	189,02	118,04	105,30	90,48	57,98	43,16	29,12	16,64	5,20	—	—
70	975—988	192,14	120,12	107,38	92,56	60,06	44,72	30,68	17,94	6,24	—	—
71	988—1001	195,26	122,20	109,20	94,38	61,88	46,28	32,24	19,24	7,54	—	—
72	1001—1014	198,38	124,02	111,28	96,46	63,96	47,84	33,80	20,54	8,84	—	—
73	1014—1027	201,50	125,84	113,10	98,28	65,78	49,40	35,36	21,84	10,14	—	—
74	1027—1040	204,62	127,92	115,18	100,36	67,86	50,96	36,92	23,14	11,44	1,04	—
75	1040—1066	209,30	131,04	118,04	103,22	70,98	53,30	39,26	25,48	13,52	2,60	—
76	1066—1092	215,80	134,68	122,20	107,12	74,88	57,20	42,38	28,60	16,12	4,68	—
77	1092—1118	222,04	138,84	125,84	111,02	78,78	61,10	45,50	31,72	18,72	7,02	—
78	1118—1144	228,28	142,48	130,—	114,92	82,68	65,—	48,62	34,84	21,32	9,62	—
79	1144—1170	234,52	146,64	133,64	118,82	86,58	68,90	51,74	37,96	23,92	12,22	1,82
80	1170—1196	240,76	150,28	137,80	122,72	90,48	72,80	55,38	41,08	27,04	14,82	3,90
81	1196—1222	247,—	154,18	141,44	126,62	94,38	76,70	59,28	44,20	30,16	17,42	5,98
82	1222—1248	253,24	158,08	145,60	130,52	98,28	80,60	63,18	47,32	33,28	20,02	8,32
83	1248—1274	259,48	162,24	149,24	134,42	102,18	84,50	67,08	50,44	36,40	22,62	10,92

*) Bei ledigen Arbeitnehmern, die nach § 39 Absatz 2 Ziffer 1 des Gesetzes nicht als ledig gelten, ist die Lohnsteuer aus Spalte 4 abzulesen. Wird dem Arbeitnehmer Kinderermäßigung gewährt, so ist sie aus den Spalten 55 ff. abzulesen.

Bei 10 Kindern beginnt die Lohnsteuer mit 0,78 RM erst bei einem Monatslohn von 1248,— RM.

Das Vermögensteuergesetz

Die bemerkenswerteste Aenderung betrifft die Freibeträge. Diese stellen sich auf:

10 000 Mark in jedem Fall,

10 000 Mark für die Ehefrau,

10 000 Mark für jedes minderjährige Kind, auf Antrag auch für Volljährige in der Berufsausbildung bis 25 Jahre.

Weitere 10 000 Mark sind steuerfrei, wenn der Steuerpflichtige über 60 Jahre alt ist, voraussichtlich für mindestens drei Jahre erwerbsunfähig sein wird und zuletzt nicht mehr als 3000 Mark Jahreseinkommen hatte.

Das ursprüngliche Vermögensteuergesetz kannte eine Nichtbesteuerung nur bei Vermögen von nicht über 5000 Mark. Diese Grenze wurde durch Notverordnung auf 20 000 Mark erhöht.

Das Gesetz enthält ferner die von uns angekündigte Mindestbesteuerung bei Kapitalgesellschaften (angenommenes Mindestvermögen bei A.-G., Komm.-G. a. A., Kolonialgesellschaften und bergrechtlichen Gewerkschaften 50 000 Mark, bei der GmbH. 20 000 Mark).) Dafür sind sonstige Körperschaften und Personenvereinigungen, also beispielsweise die O.H.G. steuerfrei, wenn das Gesamtvermögen nicht 10 000 Mark übersteigt.

Der Tarifsatz für die Vermögensteuer beträgt 5 vom Tausend.

Die erste Hauptveranlagung nach dem neuen Vermögensteuergesetz erfolgt für den 1. April 1936. Der Vermögenswert wird auf den 1. Januar 1935 ermittelt.

Die Erbschaftssteuer.

Nach § 17a des neuen Erbschaftssteuergesetzes bleibt steuerfrei der ganze Erwerb des Ehegatten des Erblassers, wenn im Zeitpunkt des Entstehens der Steuerschuld leben

1. Kinder des Ehegatten aus seiner Ehe mit dem Erblasser, oder

2. Personen, denen in der Ehe des Ehegatten mit dem Erblasser im Verhältnis zu jedem von ihnen die rechtliche Stellung ehelicher Kiner zukam, oder

3. Abkömmlinge der unter Nr. 1 oder 2 fallenden Personen, oder

4. Abkömmlinge von Personen, die von dem Ehegatten und dem Erblasser gemeinsam an Kindes Statt angenommen waren, wenn sich die Annahme an Kindes Statt auf die Abkömmlinge erstreckte.

Die Steuerfreiheit tritt auch ein, wenn im Zeitpunkt des Entstehens der Steuerschuld Kinder oder Abkömmlinge

1. bereits erzeugt sind und später lebend geboren werden, oder

2. im Weltkrieg gefallen oder infolge einer Kriegsverwundung oder Kriegsdienstbeschädigung oder im Kampf für den nationalsozialistischen Gedanken verstorben sind.

Steuerfreiheit tritt nicht ein in den Fällen, in denen sich die Besteuerung auf Grund des § 8 Abs. 1 II auf das dort genannte Vermögen erstreckt.

§ 17a sagt folgendes: Steuerfrei bleibt

1. für Personen der Steuerklasse 1 der Erwerb, soweit er 30 000 Mark nicht übersteigt,

2. für Personen der Steuerklasse 2 der Erwerb, soweit er 10 000 Mark nicht übersteigt. Uebersteigt der Wert des Erwerbs den Freibetrag, so ist nur der übersteigende Betrag steuerpflichtig, soweit sich nicht eine Befreiung aus § 18 ergibt. Steuerfrei bleibt für Personen der Steuerklasse 3 oder 4 ein Erwerb von nicht mehr als 2000 Mark. 2. für Personen der Steuerklasse 5 ein Erwerb von nicht mehr als 500 Mark.

Uebersteigt der Wert des Erwerbs die Besteuerungsgrenze, so ist der ganze Erwerb steuerpflichtig, soweit sich nicht eine Befreiung aus den §§ 18 oder 19 ergibt. Die Steuer wird jedoch nur insoweit erhoben, als sie aus der Hälfte des die Besteuerungsgrenze übersteigenden Betrages gedeckt werden kann.

Zur Steuerklasse 1 gehören der Ehegatte und die Kinder (auch an Kindes Statt angeommene Personen, uneheliche Kinder beim Erwerb vom Vater nur, wenn er die Patenschaft anerkannt hat und die Stiefkinder). Die Steuerklasse 2 umfaßt die Abkömmlinge der in der Steuerklasse 1 genannten, die Abkömmlinge der an Kindes Statt angenommenen Personen jedoch nur dann, wenn sich die Wirkungen der Annahme an Kindes Statt auch auf die Abkömmlinge erstrecken. In der Steuerklasse 3 sind Eltern, Großeltern und weitere Voreltern, die Stiefeltern und voll- und halbbürtige Geschwister. Steuerklasse 4 umfaßt die Schwiegerkinder, die Schwiegereltern, die Abkömmlinge ersten Grades von Geschwistern. In der Steuerklasse 5 sind alle übrigen Erwerber und die Zweckzuwendungen zusammengefaßt.

Die Besserung gegenüber dem bisherigen Stand ist u. a. daraus zu erkennen, daß bisher für Kinder und Enkel nur eine Besteuerungsgrenze von 5000 Mark galt. Außerdem ist u. a. eine Besserstellung der Großeltern und weiteren Voreltern festzustellen, die in die Steuerklasse 3 bisher Steuerklasse 4 eingereiht sind. Bei der Aenderung der Ehegatten-Besteuerung ist bemerkenswert die Befreiung an die Voraussetzung geknüpft, daß Abkömmlinge vorhanden sind, die von beiden gemeinsam abstammen.

Das Reichsbewertungsgesetz.

Aus dem Reichsbewertungsgesetz, das im einzelnen die Grundlage für die Vermögensbewertung, vornehmlich bei der Vermögensteuer, gibt, ist u. a. der Fortfall der Aktienhalbierung bemerkenswert.

In bezug auf die Festsetzung der Einheitswerte, bezw. der Zeitabstände enthält der § 21 folgende Bestimmungen:

Die Einheitswerte werden allgemein festgestellt (Hauptfeststellung):

1. in Zeitabschnitten von je sechs Jahren: für die wirtschaftlichen Einheiten des land- und forstwirtschaftlichen Vermögens und des Grundvermögens, für die Betriebsgrundstücke und für die Gewerbeberechtigungen;

2. in Zeitabschnitten von je drei Jahren: für die wirtschaftlichen Einheiten des Betriebsvermögens.

Der Reichsminister der Finanzen kann bestimmen, daß die Hauptfeststellung in kürzeren oder längeren als den im Satz 1 bezeichneten Zeitabständen vorgenommen wird.

Die Mundhygiene: ODOL-Zahnpasta ODOL-Mundwasser ODOL-Zahnbürste

Die Bestimmung kann sich auf einzelne Vermögensarten oder Vermögensunterarten beschränken.

Der Hauptfeststellung wird der Wert zu Beginn des Kalenderjahres (Hauptfeststellungszeitpunkt) zugrunde gelegt.

Für die Bewertung nach Ertragswerten, vornehmlich für landwirtschaftliche Betriebe, sind folgende Bestimmungen gegeben:

Ertragswert ist das Fünfundzwanzigfache des Reinertrags, den der Betrieb seiner wirtschaftlichen Bestimmung gemäß im Durchschnitt der Jahre nachhaltig erbringen kann. Dabei ist davon auszugehen, daß der Betrieb unter gewöhnlichen Verhältnissen, ordnungsmäßig, gemeinüblich und mit entlohnten fremden Arbeitskräften bewirtschaftet wird. Außerdem ist zu unterstellen, daß der Betrieb schuldenfrei ist.

Bei der Beurteilung der nachhaltigen Ertragsfähigkeit sind alle Umstände zu berücksichtigen, die auf den Wirtschaftserfolg von Einfluß sind oder von denen die Verwertung der gewonnenen Erzeugnisse abhängig ist. Dem gemäß sind insbesodere zu berücksichtigen:

1. die natürlichen Ertragsbedingungen: Bodenbeschaffenheit, Geländegestaltung und klimatische Verhältnisse;

2. die folgenden wirtschaftlichen Ertragsbedingungen: a) Hoflage, Geschlossenheit oder Zersplitterung des Betriebs (innere Verkehrslage), b) Verkehrs- und Absatzverhältnisse und die Verhältnisse des Arbeitsmarkts (äußere Verkehrslage).

Die Gebäude, Betriebsmittel, Nebenbetriebe und Sonderkulturen, die zu dem Betrieb gehören, werden nicht besonders bewertet, sondern bei der Ermittlung des Ertragswerts berücksichtigt.

Das Bodenschätzungsgesetz.

Nach dem Gesetz über die Schätzung des Kulturbodens (Bodenschätzungsgesetz) wird für den Zweck einer gerechten Verteilung der Steuern, einer planvollen Gestaltung der Bodennutzung und einer Verbesserung der Beleihungsunterlagen eine Bodenschätzung für die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen des Reichsgebiets durchgeführt.

Zur Sicherung der Gleichmäßigkeit der Bodenschätzung werden im ganzen Reichsgebiet ausgewählte Bodenflächen als Musterstücke geschätzt. Die Musterstücke bilden die Hauptstützpunkte der Bodenschätzung. Die Ergebnisse der Schätzung sind in Zeitabständen von längstens 20 Jahren zu überprüfen.

Das Kapitalverkehrssteuergesetz.

Das neue Kapitalverkehrssteuergesetz umfaßt die Gesellschaftssteuer, die Wertpapiersteuer und die Börsenumsatzsteuer. Es tritt am 1. Januar 1935 in Kraft. Ueber die Einzelheiten werden wir im Handelsteil berichten.

Das Programm des Reichsbauerntages.

× **Goslar, 27. Okt.**

Für den 2. Reichsbauerntag vom 11. bis 18. November in Goslar ist ein reichhaltiges Arbeitsprogramm vorgesehen, das sich mit allen Fragen bäuerlichen Lebens befassen wird.

Der Reichsbauerntag nimmt am Sonntag, dem 11. November, um 20 Uhr seinen Anfang durch eine Begrüßung der Teilnehmer durch den Sprecher des Reichsbauernthings, Staatssekretär Willikens und Oberbürgermeister Droste im großen Saal des Bahnhofshotels. Vom Montag, dem 12. November, bis einschließlich Mittwoch, den 14. November, finden geschlossenen Sondertagungen statt.

Der Reichsbauernthing wird am Donnerstag, dem 15. November, auf dem Osterfeld durch Staatssekretär Willikens eröffnet. Es werden dort u. a. der Reichskommissar für Landarbeiterfragen, Staatsrat Helmuth Reinke, über die Landarbeiterfrage, der Landesobmann Matthias Haidn über die Betreuung des Menschen im Reichsnährstand und Reichskommissar Freiher von Kanne über die Betreuung des Hofes im Reichsnährstand sprechen. Am Nachmittag des ersten Kongreßtages wird u. a. der Gauleiter der NSDAP, Dr. Hellmuth, einen Vortrag halten über „Florian Geyer und unsere Zeit."

Der Sonnabend bringt die Fortsetzung des Reichsbauernthings. Es werden u. a. der Landesbauernführer Dr. Richard Wagner, Stabshauptabteilungsleiter Metzner, Stabshauptabteilungsleiter Dr. Wilhelm Saure, Stabsamtsführer Dr. Hermann Reischle und Staatssekretär Backe sprechen.

Die Schlußtagung des Reichsbauenthings am Sonntag, dem 19. November, wird den Höhepunkt der ganzen Veranstaltung bringen. Im Kongreßzelt auf dem Osterfelde sprechen Reichsobmann Staatsrat Wilhelm Meinberg und der Reichsbauernführer und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, R. Walther Darré. Im Anschluß daran werden Wilhelm Meinberg und Walter Darré in einer öffentlichen Kundgebung auf dem Marktplatz in Goslar das Wort ergreifen.

Die ungeheuren englischen Verluste im Sommer 1917.

Heftige Angriffe Lloyd Georges gegen den englischen Oberbefehlshaber im Weltkrieg.

£ **London, 26. Oktober.**

Die am Freitag erfolgte Veröffentlichung des vierten Bandes der Kriegserinnerungen Lloyd Georges erregt in der ganzen Presse das allergrößte Aufsehen und zwar hauptsächlich wegen der ungemein scharfen Verurteilung des ehemaligen Oberbefehlshabers der englischen Truppen, Lord Haig, den der ehemalige britische Premierminister persönlich für das zwecklose Hinschlachten der englischen Divisionen im Sommer 1917 bei Paschendaele verantwortlich macht. Alle Blätter veröffentlichen lange Auszüge und Inhaltsangabe des betreffenden Kapitels des Buches. In einer der Besprechungen heißt es, nach Paschendaele habe die mächtigste britische Armee der Geschichte nicht mehr im wahren Sinne des Wortes gekämpft, denn ihr Geist sei getötet, ihr Glaube vernichtet und ihre Hoffnungen zerstört worden. Das Argument, mit dem Lloyd George es rechtfertigt, daß er nicht für die Ersetzung des damaligen Sir Douglas Haig durch einen anderen gesorgt hat, lautet, es habe niemanden gegeben, den er an dessen Stelle hätte setzen können.

Churchill sagt in einer Besprechung des Lloyd George'schen Buches: „Haig war überzeugt von sich und sein Stabschef Robertson war eigensinnig. Sie beherrschten den militärischen Apparat und hatten die Presse für sich. Gemeinsam trieben sie beinahe fünf Monate lang die Truppen durch den Schlamm von Paschendaele vorwärts, verloren 400 000 Mann und brachen beinahe das Herz der britischen Armee".

Der Führer und Reichskanzler hat dem Präsidenten der hellenischen Republik, Zaimes, anläßlich seiner erneuten Berufung telegraphisch seine aufrichtigen Glückwünsche ausgesprochen.

Einkommensteuertabelle.

Jahres-Einkommen (§ 2 Absatz 2) Stufe RM			Mittelbetrag RM	Die Einkommensteuer beträgt bei einem Ledigen*)	kinderlos Verheirateten	Steuerpflichtigen, dem Kinderermäßigung gewährt wird für 1 Kind RM	2 Kinder RM	3 Kindern RM	4 Kindern RM	5 Kindern RM	Für jedes weitere Kind ermäßigt sich der Steuerbetrag um je Spalte 6 um
1			2	3	4	5	6	7	8	9	10
mehr als											
560	bis	675	600	10	—	—	—	—	—	—	—
675	„	825	750	27	—	—	—	—	—	—	—
825	„	975	900	46	14	—	—	—	—	—	—
975	„	1 125	1 050	65	26	—	—	—	—	—	—
1 125	„	1 275	1 200	84	38	10	—	—	—	—	—
1 275	„	1 425	1 350	104	50	22	—	—	—	—	—
1 425	„	1 575	1 500	125	62	34	10	—	—	—	—
1 575	„	1 725	1 650	165	74	46	22	—	—	—	—
1 725	„	1 925	1 800	205	88	58	34	—	—	—	—
1 925	„	2 250	2 100	256	118	82	58	14	—	—	—
2 250	„	2 550	2 400	304	148	112	81	38	—	—	—
2 550	„	2 850	2 700	360	178	138	101	62	5	—	—
2 850	„	3 150	3 000	420	215	164	120	78	29	—	—
3 150	„	3 450	3 300	486	254	189	140	91	49	—	—
3 450	„	3 800	3 600	563	294	215	159	104	55	—	—
3 800	„	4 250	4 000	640	342	249	185	122	63	13	13
4 250	„	4 750	4 500	736	416	293	225	152	73	15	15
4 750	„	5 250	5 000	832	490	344	265	182	90	17	17
5 250	„	5 750	5 500	928	565	418	316	212	107	19	19
5 750	„	6 250	6 000	1 024	640	492	376	242	124	21	21
6 250	„	6 750	6 500	1 144	715	566	436	272	141	24	24
6 750	„	7 250	7 000	1 264	790	640	496	302	158	28	28
7 250	„	7 750	7 500	1 384	865	715	556	332	175	30	30
7 750	„	8 250	8 000	1 504	940	790	616	362	192	32	32
8 250	„	8 750	8 500	1 624	1 015	865	685	392	210	72	72
8 750	„	9 250	9 000	1 744	1 090	940	760	424	260	120	120
9 250	„	9 750	9 500	1 864	1 165	1 015	835	484	316	170	130
9 750	„	10 250	10 000	1 984	1 240	1 090	910	544	376	220	140
10 250	„	10 750	10 500	2 128	1 330	1 165	985	604	436	270	140
10 750	„	11 250	11 000	2 272	1 420	1 240	1 060	670	496	328	148
11 250	„	11 750	11 500	2 416	1 510	1 330	1 135	745	556	388	158
11 750	„	12 500	12 000	2 560	1 600	1 420	1 210	820	616	448	168
12 500	„	13 500	13 000	2 848	1 780	1 600	1 384	970	760	568	168
13 500	„	14 500	14 000	3 136	1 960	1 780	1 564	1 120	910	700	180
14 500	„	15 500	15 000	3 488	2 180	1 960	1 744	1 276	1 060	850	210
15 500	„	16 500	16 000	3 840	2 400	2 180	1 924	1 456	1 210	1 000	210
16 500	„	17 500	17 000	4 192	2 620	2 400	2 136	1 636	1 384	1 150	210
17 500	„	18 500	18 000	4 544	2 840	2 620	2 356	1 816	1 564	1 312	222
18 500	„	19 500	19 000	4 960	3 100	2 840	2 576	2 004	1 744	1 492	252
19 500	„	20 500	20 000	5 376	3 360	3 100	2 796	2 224	1 924	1 672	252
20 500	„	21 500	21 000	5 792	3 620	3 360	3 048	2 444	2 136	1 852	252
21 500	„	22 500	22 000	6 208	3 880	3 620	3 308	2 664	2 356	2 048	268
22 500	„	23 500	23 000	6 688	4 180	3 880	3 568	2 892	2 576	2 268	308
23 500	„	24 500	24 000	7 168	4 480	4 180	3 828	3 152	2 796	2 488	308
24 500	„	25 500	25 000	7 648	4 780	4 480	4 120	3 412	3 048	2 708	308
25 500	„	26 500	26 000	8 128	5 080	4 780	4 420	3 672	3 308	2 944	324
26 500	„	27 500	27 000	8 688	5 430	5 080	4 720	3 940	3 568	3 204	364
27 500	„	28 500	28 000	9 248	5 780	5 430	5 020	4 240	3 828	3 464	364
28 500	„	29 500	29 000	9 808	6 130	5 780	5 360	4 540	4 120	3 724	364
29 500	„	30 500	30 000	10 368	6 480	6 130	5 710	4 840	4 420	4 000	380
30 500	„	31 500	31 000	10 928	6 830	6 480	6 060	5 150	4 720	4 300	420

*) Bei Ledigen, die nach § 32 Absatz 2 Ziffer 1 des Gesetzes nicht als ledig gelten, ist die Einkommensteuer aus Spalte 4 abzulesen. Wird dem Steuerpflichtigen Kinderermäßigung gewährt, so ist die Einkommensteuer aus den Spalten 5ff. abzulesen.

Christus König.

Von

Josef Kühnel.

„König" — das war bei den Völkern von alters her wohl immer das größte Wort. Zum König, das war die Meinung, kann man nicht gewählt werden. König — das muß man sein und wer zum König gewählt würde und er ist es nicht, der ist trotz der Wahl kein König. Dem steht die Krone nicht. Und wen sie nicht zum König wählen, und er ist ein König, der bleibt es doch ohne die Wahl, und sei es gegen alle Stimmen.

König — das ist im Laufe der Zeit oft veräußerlicht worden. Man verband damit: wer durch Erbrecht oder durch überlegene äußere Gewalt über den anderen steht, der sei König.

König — dem die anderen dienen und gehorchen müssen, nicht weil er dazu inneres Recht hat, sondern weil er dazu mehr äußere Macht hat. Weil er zwingen und strafen kann. Wer nicht zu dienen, wer nicht zu gehorchen braucht, sei König.

Entwertet war gar oft und wird immer noch gar oft der Königsbegriff. Von Menschen, die nicht zu werten vermögen, die sich nur fürchten. Und von solchen, die nach Werturteil nicht handeln, weil es zu mühevoll ist.

Christus hat den Königsbegriff wieder hergestellt. Und muß ihn immer wieder neu herstellen. Denn immer wieder verfällt der Mensch von neuem dem veräußerlichten, dem gefälschten Königsbegriff. Wer durch Schicksal oder auch durch Verdienst zu einem Königsplatz gelangt, der leidet immer die Versuchung zu Mißbrauch seiner Macht. Und immer versuchen Schmeichler den Menschen auf äußerem Königsplatz zum Mißbrauch seiner Macht zu verleiten.

Auch Christus wollten sie verleiten. Aus dem Reiche der unsichtbaren Welt und auch von seinem Volke, ja sogar von denen, die er sich auserwählt, ja von dem, den er sich als ersten auserwählt, ward er zum falschen Königsbegriff versucht.

Den Königstitel hat er nicht abgelehnt. „Ja, ich bin ein König. Und welche Begebenheit wars, als er sich den Königsnamen gab? Als er in äußerer Entehrung und Schwäche vor Volk und Richter stand. Den Leib zerrissen und entkräftet von den Mißhandlungen der Rachsucht und Wollust und mit Königssymbolen von den Gefühlsrohen verspottet. Und doch: „Ich bin ein König." Und gerade jetzt. Warum? Und warum gerade jetzt?

Weil man noch nie einen so mit Unrecht überhäufte. Noch nie hat einer die Herrschaft der Gemeinheit so bedroht und sie darum so herausgefordert auf Leben und Sterben. Noch nie hat sich die Hölle so wehren müssen. Die anderen haben nie so ganz ernst gemacht mit der Scheidung von Lüge und Wahrheit, von Ja und Nein am rechten Ort.

Noch nie hat einer in der ungerechten Verfolgung doch so geworben um der Menschen Rettung. Und noch keiner ist so verlassen worden und einsam gewesen. Und noch nie hat einer danach weiter geliebt und geglaubt, ungeschwächt weiter geliebt und geglaubt, ja, noch mehr geliebt und geglaubt. Die Größe der Sünde hat mir gezeigt, wieviel die Armen nötig haben an Nachsicht und Mitleid und Liebe und Hilfe.

Ich bin König, weil ich in der Größe meiner Sanftmut und Geduld und Liebe ganz allein bin. Weil ich viel tiefer verstehe und verzeihe. Weil ich durch die Fülle meines Segens die Schuld ausgleiche. Weil ich noch an dessen Erweckung glaube, den ihr schon längst verworfen hat. Weil ich den noch zu erwecken imstande bin, der an sich selbst nicht mehr zu glauben vermag. Weil ich Not und Schwäche sehe, wo ihr bloß verurteilt. Weil ich noch verehre, wo ihr nur verachtet.

Mein Königtum — ihr alle sollt es von mir lernen, daß ihr mächtig seid. Ohne Waffen. Gegen alle eure Feinde. Daß ihr frei seid auch in dienender Stellung.

Ja, auch unter Tyrannen. Ja, auch in Ketten. Daß ihr schenken könnt: daß man durch euch glauben, lieben, frei sein, treu sein, schaffen kann. Daß man Licht empfängt aus euren Augen, aus eurem Wort, von den heiligen Wellen, die um euer Haupt, um eure Gestalt, die aus allen euren Gebärden fließen. Könige sollt ihr sein, so reich an Leben, daß die Kranken durch eure Berührung heil, daß die Toten auf euer Wort hin zu neuem Leben erstehen. Froh und mutig.

Könige — eine Krone sollt ihr tragen, die euch niemand nehmen kann, und einen Königsmantel: meine Gnade, die zu eurem Leben werden soll.

Christus König: Ihr Maler und Bildner. Ihr braucht ihm kein Zepter in die Hand geben und braucht keine Krone auf sein Haupt zu setzen. — Auch eines Königsmantels bedarf er nicht. Ihr sollt den „Ecce homo" mit seinem blutigen Gesicht und seinen Dornen und seinem Spottgewand so darstellen, daß man's spürt: Christus König. Je mehr man ihm seine Hoheit nehmen will, um so deutlicher wird sie. Von eurem Ecce homo soll man die Sehnsucht empfangen: Könnt ich doch auch in Spott und Schande meine innere Würde so bewahren und steigern! und euer Christus am Kreuze soll uns zur Anbetung zwingen: Wie er seines Leibes und seiner Seele Schmerz besiegt! Wie er seiner Seele Einsamkeit und Nacht in Licht und Güte wandelt!

Und euer Sterbender muß noch ein Sieger sein. Und an eurem Toten wollen wir's noch sehen: Hier wohnt der Friede Gottes. Hier ist Majestät. Er ist kein Toter.

Christus — König: Zeigt uns ihn, wie in seiner Nähe alle froh werden. Wie die Natur aufleht bei ihm. Und wie die Menschen bei ihm entlastet sind von Druck und von Schuld und von Sorge. Wie bei ihm der Menschen Kräfte wachsen. Wie das tote Ohr und das tote Auge wieder aufleben. Wie steife Glieder sich wieder bewegen. Und wie vom Blutskranken der Aussatz abläuft und sein Leib sich erneuert.

Christus — König: fühlen soll man noch an eurem Bild, wie auch sein Gewand gesättigt ist von heilender Kraft. Und wie Lichtwellen von ihm in die Welt wandern, in alle Zeiten hinein. Heilend. Belebend. Zündend. Eine neue Menschenwelt erweckend.

Jedes Christusbild muß ein Christus-Königsbild sein: Ob er in zweifelnde, irrende, zagende Seelen den Heiltrunk höherer Erkenntnis schenkt. Ob er in Kindern Verstehen und Mut für ein heiliges Leben weckt. Oder ob die Geister der Finsternis von ihm weichen. Ob die erregten Elemente von seinem Willen bezwungen werden. Ob das Totenreich die seinen Ihm zurückgibt, wenn er es will.

Christus — König: Christus ist immer König. — Wenn er in verzeihender Güte sich neigt und die Himmelstür öffnet. Oder wenn er in heiligem Zorn die Lüge entlarvt. Wenn er über die Entweiher des Heiligtums die Rute schwingt.

Christus ist König, wenn er spricht und wenn er schweigt. Wenn er steht und wenn er schreitet. Wenn er sich niederläßt und wenn er sich erhebt.

Christus ist König, wenn er gütig blickt. Und ist König, wenn er weint. Ist König auf Tabor und ist König in Gethsemane. Und ist König auf Kalvaria.

Christus ist immer König. Denn in niemand wohnt in solchem Grad die Fülle Gottes.

Christus ist König am Ostermorgen und am Karfreitag. In jedem Blick und jedem Schritt und jeder Bewegung seiner Hand. Denn niemand hat ein solches Auge und eine solche Hand. In niemand lebt, was so stark und so reich wäre, was solche Höhen und Tiefen und Weiten umspannte.

Christus — König.

Du bist König — ja gerade König ohne Thron und ohne Krone und ohne fremde Huldigung. Bist Gottes Sohn, auch im Spottgewand und als man dich entblößte.

Ihr preßtet ihm die Dornenkrone auf und wolltet ihm damit etwas nehmen. Andere boten ihm die goldene Krone und wollten ihm damit etwas geben. Nehmt ihr ihm etwas und gaben ihm jene etwas?

Christus ist gekrönt mit seiner Krone, ohne eine andere Krone. Und mit seiner Krone ist er gekrönt auch in der Dornenkrone. Und nur mit dieser wäre er gekrönt auch in der goldenen Krone. Christum krönt nur seine Krone. Und andere Kronen sieht man nicht neben dieser seiner Krone. Man sieht nicht die Schmach der Dornenkrone und sieht nicht den Ganz der goldenen Krone. Die aber die Dornenkrone sehen und die goldene Krone sehen auf Christi Haupt, die sehen Christum nicht.



WIE EIN MEISTER

des Weltempfangs erobert der TELEFUNKEN-»Meistersuper« im Handumdrehen die Welt. Er hat den 4fachen Superschutz und die trennbesseren H-Eisenspulen. Das macht ihn so trennsicher, spielsicher, zukunftssicher.
Er kostet einschl. Röhren RM 284,– bzw. RM 289,–.

TELEFUNKEN
DIE DEUTSCHE WELTMARKE

Konzessionssperre für Gastwirtschaften.

Wann ist Neuerrichtung von Gast- und Schankwirtschaften möglich?

Um der schwierigen Lage des Gast- und Schankstättengewerbes gerecht zu werden, hat der preußische Minister des Innern eine Verordnung über neu zu errichtende Gast- und Schankwirtschaften vom 12. d. M., erlassen. Diese Verordnung ist an die Stelle der am 1. d. M. außer Kraft getretenen Verordnung über neu zu errichtende Gast- und Schankwirtschaften vom 5. Dezember 1933 getreten. Hiernach dürfen bis zum 1. April 1936 Erlaubnisse für neu zu errichtende Gast- und Schankwirtschaften grundsätzlich nicht erteilt und bestehende Schankerlaubnisse auf nicht zugelassene Arten von Getränken nicht ausgedehnt werden. Ausnahmen bedürfen der Genehmigung des Regierungspräsidenten. Antragberechtigt für die entsprechenden Anträge ist die Erlaubnisbehörde. Die Genehmigung von Ausnahmen ist nur zulässig:

1. Bei der Neuerrichtung von Gast- und Schankwirtschaften:

a) wenn eine neue Gast- oder Schankwirtschaft an Stelle einer vorhandenen durch den bisherigen Inhaber errichtet wird, sofern in den bisherigen Räumen kein weiterer Gast- oder Schankbetrieb stattfindet,

b) wenn eine Erlaubnis infolge Todesfalls oder Verzicht des bisherigen Inhabers erloschen ist und für dieselben Räume eine neue Erlaubnis innerhalb von sechs Monaten nach dem Erlöschen der früheren Erlaubnis beantragt wird.

c) wenn sich bei der Erschließung neuen Baugeländes, insbesondere bei der Anlage neuer Siedlungen, durch das Fehlen von Gast- oder Schankwirtschaften augenscheinlich Mißstände ergeben,

d) wenn die Erlaubnis für eine Kantinenwirtschaft in Anlagen beantragt wird, in denen wenigstens 100 Personen ständig beschäftigt werden oder untergebracht sind, sofern der Kantinenbetrieb sich ausschließlich auf diesen Personenkreis beschränkt,

e) wenn die Erlaubnis für einen Betrieb beantragt wird, dem ausschließlich Milch oder Getränke, die überwiegend aus Milch bestehen, ausgeschenkt werden,

f) wenn die Erlaubnis für einen [illegible]rieb beantragt wird, der auf Grund eines Rechtsirr[illegible] tatsächlich schon eine geraume Zeit ohne Erlaubnis be[illegible]rieben worden ist,

g) wenn die Erlaubnis für einen Gast- oder Schankstättenbetrieb beantragt wird, der für den Fremdenverkehr von außergewöhnlicher Bedeutung ist,

h) bei Anträgen für Vereine in eignen oder angemieteten Räumen, sofern der Ausschank auf die Vereinsmitglieder und deren Gäste beschränkt bleibt.

2. Bei der Ausdehnung bestehender Erlaubnisse auf nicht zugelassene Arten von Getränken, wenn der Schankbetrieb Grund der bestehenden Erlaubnis mindestens zwei Jahre lang ausgeübt worden ist.

Ausnahmen zu g) entscheidet nach dem Runderlaß vom 5. Oktober 1934 der Minister des Innern selbst. Sie kommen im allgemeinen nur in Frage für Kur- und Badeorte oder landschaftlich hervorragende Gegenden.

Die Verordnung ist im allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse ergangen, um die im Gaststättengewerbe angelegten Kapitalien sowohl dem Inhaber wie vor allem auch der deutschen Volkswirtschaft zu erhalten. Durch die Neuerrichtung von Gaststätten sind nicht nur die in neuen Unternehmungen angelegten Anlagewerte und Betriebsvermögen gefährdet, sondern darüber hinaus werden auch die vorhandenen Betriebe in ihrem Bestand bedroht. Es muß deshalb unter allen Umständen auf eine planmäßige Verminderung der bestehenden Betriebe hingewirkt worden. Ausnahmen sind daher, auch wenn die in der Verordnung vorgesehenen Voraussetzungen an sich erfüllt sind, nur zuzulassen, wenn die nach strengsten Grundsätzen durchzuführende Prüfung überzeugend zur Bejahung der Bedürfnisfrage führt. Persönliche Interessen der Antragsteller oder andrer an der Erlaubnis beteiligter Personen dürfen unter keinen Umständen berücksichtigt werden.

Durchgehende Arbeitszeit gesundheitlich unerwünscht.

Der ärztliche Ausschuß der deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene hat „Richtlinien für die Regelung der Arbeitszeit und Pausen nach gesundheitlichen Gesichtspunkten" aufgestellt, die einige bemerkenswerte Empfehlungen enthalten. Die erst in der Nachkriegszeit in Deutschland zur allgemeinen Verbreitung gelangte durchgehende Arbeitszeit wird als gesundheitlich unerwünscht grundsätzlich abgelehnt. Es wird die geteilte Arbeitszeit überall da empfohlen, wo die Verkehrs- und Betriebsverhältnisse der Gefolgschaft die Möglichkeit geben, eine etwa zweistündige Mittagspause zum Aufsuchen der eigenen Häuslichkeit zu benutzen. Wo diese Voraussetzung fehlt, soll die Einführung der durchgehenden Arbeitszeit an die Bedingung geknüpft sein, daß durch entsprechende Arbeitspausen und Bereitstellung der erforderlichen Einrichtungen die Gelegenheit zur Einnahme einer warmen Mittagsmahlzeit im Betriebe geboten wird. Zur Gewährleistung ausreichender Erholung wird von der Vereinigung deutschen Gewerbeärzte die Sicherstellung regelmäßiger freier Sonntage bei Schichtarbeit gefordert und die Verkürzung der Arbeitszeit an Samstagen, sowie die Einführung der Sommerzeit empfohlen. Die Regelung des Anspruches auf einen ausreichenden Jahresurlaub soll bei Bemessung der Urlaubsdauer dem größeren Erholungsbedürfnis der jugendlichen und alternden Arbeiter sowie der in gesundheitsschädlichen Betrieben Betätigten besonders Rechnung tragen.

Neues in Kürze.

Der Vorsitzende des Deutschen Auslandsinstituts, Oberbürgermeister Dr. Strölin, überreichte am Donnerstag dem Führer den „Deutschen Ring", den einst der verewigte Reichspräsident und Generalfeldmarschall getragen hat.

Der Reichsstatthalter in Bayern hat mit Wirkung vom 1. November den Gesandten bei der Vertretung Bayerns in Berlin, Franz Sperr, auf Grund des Artikels 38 des Beamtengesetzes einstweilen in den Ruhestand versetzt.

Jankapußta, das „Lager der Emigranten".

Die Entstehung einer weltpolitischen Legende.

Die polizeilichen Ermittlungen, die nach dem furchtbaren Attentat in Marseille angestellt wurden, haben bisher zwar zu verschiedenen Verhaftungen geführt, aber an wirklichen Beweisen für die Mitschuld fehlt es nach dem, was man bisher gehört hat, noch für die meisten der Festgenommenen. Außer dem an seinen Verletzungen erlegenen Attentäter, der als der Mazedonier Georgieff festgestellt wurde, sind Rajitsch („Benesch") und Popischill („Novak") eindeutig des Zusammenhangs mit dem Attentat überführt. Schon über der vierten Persönlichkeit, „Malny", der angeblich Mijo Kralj heißen soll und der die Rolle des Kronzeugen spielt, lagert aber ein geheimnisvolles Dunkel, das zu manchem Rätselraten Veranlassung gibt. Der fünfte Beschuldigte wird in den Polizeiberichten „Kramer" genannt, und man behauptet, daß dieser Kramer, der in Turin in Haft befindliche kroatische Student Eugen Kwaternik wäre, ebenso wie man als mutmaßlichen Organisator des Attentats Dr. Pawelitsch bezeichnet, der ebenfalls in Turin festsitzt. Hier bewegt man sich aber schon ganz im Ungewissen, wie eine kleine Namensverwechslung gezeigt hat, mit der man Pawelitsch einen Aufenthakt in Marseille nachweisen wollte. Dort hatte man nämlich im Gästebuch eines Hotels den Namen Pavelescu entdeckt, den man für eine Verschleierung des Namens Pawelitsch hielt. Wie sich inzwischen gezeigt hat, war aber wirklich ein Herr Pavelescu in Marseille abgestiegen, ein völlig vertrauenswürdiger Herr, Direktor an der rumänischen Staatsbahn. Wie Kwaternik bestreitet auch Dr. Pawelitsch nicht, unversöhnlicher Gegner des ermordeten Königs gewesen zu sein, und fraglos würde die Organisation des Attentats diesem in seiner kroatischen Heimat schon einmal zum Tode verurteilten Emigranten wohl zuzutrauen sein, aber für seine Mitschuld und geistige Urheberschaft ist vorerst in der Oeffentlichkeit noch kein Beweis erbracht. Endlich ist noch von der „blonden Slawin" die Rede, der 1910 in Triest geborenen Marie Vudroff, die das Haupt der in Frankreich arbeitenden Verschwörerbande gewesen sein soll und die man jetzt in Evian am Genfer See in einem auf einer Europareise befindlichen, angeblichen Zimmermädchen mit tschechoslowakischem Paß verhaftet haben will. Mit Marie Vudroff soll Kwaternik in einem erstklassigen Hotel in Aix zusammengewesen sein. Aber all das kann bisher nur als Vermutung und nicht als Tatsache gelten. Noch sind jedenfalls die Vorgänge nicht geklärt.

Dann ist noch in der südslawischen Presse von zwei „Aufständischen-Lagern" die Rede gewesen. Die Belgrader „Prawda", die zunächst ohne jeden Beweis den Attentäter als „Gruppenführer der bulgarischen Terroristen in Deutschland" bezeichnet hat, veröffentlichte die Schilderung eines „Aufständischen-Lagers" in Borgotaro (Italien), in dem angeblich vierhundert uniformierte „Ustaschi" militärische Uebungen abhalten und im Revolverschießen und Bombenwerfen ausgebildet werden. Von diesem „Lager" hat man seitdem nichts mehr gehört. Bestand oder besteht es nur in der Phantasie? Das zweite Lager sollte Jankapußta sein, auf ungarischem Gebiet, sechs Kilometer von der bulgarischen Grenze entfernt. Von dort sollen der Attentäter und seine Mitverschworenen nach Frankreich gekommen sein. Die Informationen über diese Angelegenheit gehen auf eine fünfundzwanzigjährige Stenotypistin zurück, Fräulein Jelka Pogoroletz, die jetzt in Belgrad Tanzstunden gibt. Von ihr steht fest, daß sie mit unangenehmen Erinnerungen an Jankapußta nach Südslawien zurückgekehrt ist. Sie hat der Presse tolle Dinge erzählt, z. B. daß in Jankapußta der Pächter, ein kroatischer Emigrant, (der früher ihr Freund gewesen ist) in Wien Bomben hergestellt habe, die mit Automobilen in ein „Lager" bei Klagenfurt transportiert worden wären. Aus Ungarn habe man Geld und falsche Pässe bezogen. Der Pächter habe Verkehr mit einem ungarischen Offizier gehabt, der mit dem Reichsverweser Horty „immer Bridge spielt". Die Tätigkeit des Emigranten habe hauptsächlich „in der Uebermittlung militärischer Geheimnisse" bestanden. Zu den Erzählungen der Dame gehört auch, daß nach Jankapußta zahlreiche südslawische Emigranten auf Schmuggelwegen gebracht worden seien.

Diese „Enthüllungen" führten dazu, daß große Weltblätter berichteten, die ungarische Behörde unterhalte in Jankapußta ein Lager jugoslawischer Emigranten, in dem hunderte südslawischer Flüchtlinge, in Kasernen, hinter Schützengräben und Drahtverhauen und unter militärischer Anleitung das Geschäft des Bombenwerfens, des Pistolenschießens und der Attentatskunst überhaupt betrieben. Diese Mitteilungen führten schnell auch zu diplomatischen Unternehmungen, die das Firmament der Auslandspolitik ernst bewölkten und verdichteten, und auch journalistische Expeditionen nach Jankapußta veranlaßten. Einer unserer Mitarbeiter hat sich einer solchen Expedition angeschlossen und berichtet, ohne von dem oben dargelegten Ursprung der Erzählungen über Jankapußta Kenntnis zu haben, im Folgenden, wo, was und wie dieser weltberühmt gewordene Ort ist:

Pußta heißt in Ungarn so viel, wie in der Schweiz, Deutschland oder Oesterreich eine Meierei. Im weiten Tiefland hat die ungarische Pußta noch eigenen Charakter. Sie liegt dort oft in der fast menschenleeren Oede einer gewaltigen Fläche, die meilenweit im Umkreis unbewohnt ist, und über die die Schattenbilder seltsamer Lufterscheinungen, der Fata Morgana, jagen. Dort ist der Tschikosch zu Hause, der Pferdehirt, dort lebt und atmet noch die Urkultur eines Volkes. Nicht so Jankapußta. Das ist eine Meierei, die an der Südwestgrenze Ungarns liegt, wo sich das Land der Stefanskrone mit Jugoslavien berührt. Dieses Gebiet ist seit jeher eng bewohntes, westlich gerichtetes Kulturgebiet Ungarns, mit vielen Städten und einem einst reichen Verkehr, der früher das Mutterland mit dem damals noch zu Ungarn gehörigen Kroatien und dem einzigen Seehafen Fiume verband. Jankapußta entbehrt also aller Romantik, ist ein kleiner landwirtschaftlicher Betrieb, der ringsherum in einen Kreis von Städten und Großgemeinden eingebettet liegt. Es gibt dort eine kleine Spiritusbrennerei und drei kleine ebenerdige, scheunenartige Wirtschaftsgebäude, einige Ställe für das Zuchttier, zusammen Raum für etwa fünf Gespanne, Kleinvieh und höchstens zehn bis fünfzehn Menschen. Nächste Bahnstation ist das Dorf Murakeresztur, mit etwa hundert kleinen Häusern, zwei Kilometer von der vom Bahndamm sichtbaren Grenze und drei Kilometer von Jankapußta. In Murakeresztur spricht die Bewohnerschaft naturgemäß beide Sprachen: ungarisch und kroatisch. Doch beide Sprachen mit einem sehr auffallenden Dialekt. Man kann sofort feststellen, ob der Mann, der hier kroatisch spricht, von jenseits der Grenze hergekommen ist, denn der Dialekt bekundet das deutlich. Wenn man nun bemerken will, ob in Jankapußta Kroaten gelebt haben, wird das sehr leicht fallen, denn, wenn man die Leute kroatisch anspricht, antworten sie in ihrem dialektisch gekennzeichneten kroatischen Idiom. Sie sind Kroaten, aber diesseitige „Ungarokroaten." Vielleicht ist die Legende, daß Jankapußta eine kroatische Emigrantenniederlassung ist, daraus entstanden.

Eine andere Erklärung der weltpolitischen Legende von Jankapußta dürfte in der eigenartigen Beschaffenheit der ungarisch-südslawischen Grenze liegen. Diese Grenze ist im Friedensvertrag von Trianon festgelegt und durchaus politisch gestaltet, durch einen internationalen Staatsakt, ohne auf die normal natürlichen Merkzeichen eines Grenzensystems Gewicht zu legen. Während diese Grenze ein Wegstück lang die Mur entlang läuft, ist sie an anderen Stellen, und zwar an vielen, offene Ebene oder sanftes Hügelland, so daß man ganz gut physisch gesprochen, mit einem Fuß in Jugoslavien und mit dem anderen in Ungarn stehen kann. Es gibt Fälle, wo die Grenzlinie mitten durch Gebäudekomplexe gezogen ist, so daß ein Teil des Wohnhauses in Jugoslavien, der andere in Ungarn liegt. Viele Grenzzwischenfälle ergeben sich daraus. Eine solche Grenzgestaltung ermöglicht es auch Flüchtlingen des einen oder des anderen Landes eine Zeit lang hart an der Grenze zu promenieren und bei gegebener Gelegenheit mit einem Schritt in das andere Land einzutreten. Dadurch ist die Bewachung dieser Grenzen trotz des starken Kontrollsystems sehr erschwert, und verschärft, und es ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß namentlich politische Flüchtlinge aus Slowenien und Kroatien, die die Auslieferung nicht zu befürchten haben, bei Fluchtversuchen diese dem Zentrum Agram am nächsten liegende Grenze bevorzugen. Dieser Umstand dürfe als zweiter dazu beigetragen haben, die Legende von einem kroatischen Emigrantenlager in Jankapußta entstehen zu lassen.

Ueber Jankapußta selbst ist herzlich wenig zu sagen. Die Pußta ist seit drei Jahren von den Erben der Herren von Szajbety an einen Metallfabrikanten aus Nagykaniza verpachtet. Der Pächter heißt Mendlowitsch und läßt die Pacht, sowie die auf der Pußta befindliche Spiritusbrennerei durch seinen Schwiegervater bewirtschaften. Dieser empfängt jetzt Tag für Tag die Vertreter der Weltblätter mit aufrichtigem Erstaunen. Seine Frau beklagt sich darüber, daß sie durch die fortwährende journalistische Heimsuchung in ihrer Tagesarbeit gestört ist. Die ganze Pachtung umfaßt 240 ungarische Joch, hat einen sehr bescheidenen Tierbestand und beschäftigt gegenwärtig, außer den Saisonarbeitern der Brennerei, sechs bis acht ständige Wirtschaftsarbeiter, während die Feldarbeit im Tagelohn von wechselndem Personal geleistet wird. Die angrenzende Gemeinde Murakeresztur ist typisch verarmtes Bauerndorf. Die Bewohnerschaft lebt zum Teile von einer wilden Fischerei in der Mur, zum Teile aus Tagelöhnen, die, wenn sie sich bieten, — und das geschieht nicht sehr oft, — durchschnittlich 80 Heller (etwa 50 Pfennig) betragen. Die Wohnungsverhältnisse sind elend. Umso elender, weil der Kinderreichtum in Westungarn größer ist als im östlichen Gebiet und so hier nicht selten acht bis zehn Personen auf den einzigen Wohnraum des Bauernhauses kommen. Das Dorf hat Petroleumbeleuchtung. Doch nur das Dorf, die Straße und die Eisenbahnstation, die Gendarmeriekaserne und das Pfarrhaus. Die Dorfbewohner können sich auch diese Beleuchtung nicht leisten. Sie gehen mit der Dunkelheit schlafen. Fleischgenuß ist hier fast unbekannt. Das Brot wird aus einem Mais- und Hafergemisch hergestellt. Kleinvieh wird nur für den Markt gezogen. Der Boden ist schlecht. Die Schule ist im nächsten Dorf. Zwei Lehrkräfte betreuen sechs Klassen mit hundertzwanzig Schülern.

Erzählt man den Leuten etwas von der plötzlichen Berühmtheit und weltpolitischen Bedeutung ihrer Gegend, antworten sie nur mit einem verständnislosen, verschämten Lächeln. Wer denkt hier an Politik? Emigranten? Niemand weiß etwas. Der einzige Gedanke: die unmittelbare Not. Sorge um das tägliche Stück Brot. Der Fuhrmann, der mich die morastige Landstraße über die herbstlich rotbraune Haide fährt, spricht nur halbe Worte. Wie aus einem drückenden Traum auffahrend. In abgerissenen Sätzen: „Nicht wahr? Vor dem Kriege ... Es war doch besser ... konnte doch Tagelohn finden ... Manchmal verdiente ich einen Gulden zwanzig. Heute ... achtzig Heller. Wenn ... Man braucht ja keine Arbeit ... Gibt keine." Der hagere, graue Bauernschädel sinkt vor. Die Augen sind halb geschlossen, schauen ins Leere. Der Mann ist heute Fuhrknecht bei dem einzigen Wirt des Dorfes. Gehalt: fünfzehn Pengö (etwa 9 Reichsmark) pro Monat und Brot, aber nur für ihn selbst. Dazu hat er fünf Kinder und eine Frau ... Die Leute haben keine Zeit zum Politisieren. Sie nehmen ihre frische Weltberühmtheit und weltpolitische Bedeutung nur mit einer trüben, müden, resignierten und ablehnenden Geste zur Kenntnis ...

Jankapußta ... eine weltpolitische Legende ... So sieht sie aus. In der Wirklichkeit.

Urteil gegen 127 Kommunisten.

+ Dortmund, 27. Oktober.

In dem Prozeß wegen Vorbereitung zum Hochverrat gegen 127 Kommunisten aus Dortmund und Umgebung wurde Samstag nach zweiwöchiger Verhandlung vom Vorsitzenden des 4. Strafsenats des Oberlandesgerichts Hamm im Dortmunder Schwurgerichtssaal das Urteil verkündet.

Es wurden verurteilt 78 Angeklagte zu Zuchthausstrafen von 1 Jahr 3 Monaten bis 2 Jahren 8 Monaten, insgesamt zu 140 Jahren und 10 Monaten Zuchthaus. Die übrigen 45 Angeklagten erhielten Gefängnisstrafen von 1 Jahr 1 Monat bis 2 Jahren 3 Monaten, insgesamt ergibt sich bei diesen 45 Angeklagten eine Gesamtgefängnisstrafe von 69 Jahren und 4 Monaten.

Sämtlichen Angeklagten wurde die erlittene Untersuchungshaft, die zwischen 5 und 8 Monaten liegt, angerechnet. Drei der Angeklagten wurden freigesprochen, während gegen einen der Angeklagten das Verfahren eingestellt worden ist, weil dieser inzwischen verstarb.

Das Gericht verkündete außerdem die Beschlüsse, daß die Haftbefehle aufrechterhalten bleiben, die benutzten Abzugsapparate und Flugblätter eingezogen werden und außerdem die gebrauchten Platten vernichtet werden sollten.

Während der Dauer der Urteilsbegründung wurde auf Antrag des Vertreters der Staatsanwaltschaft ebenso wie auch während der ganzen Dauer des Prozesses die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen.

Luftschiff-Ringverkehr auf beiden Erdhalbkugeln?

Amerikanische Luftschiffpläne.

§ New-York, im Oktober.

Amerika entwickelt wieder Luftschiffer-Ehrgeiz. Nachdem lange Jahre der amerikanische Luftschiffbau völlig stagniert hat, machen sich jetzt starke Bestrebungen geltend, einen Welt-Luftschiffverkehr unter amerikanischer Regie auf die Beine zu stellen. Zwei Luftschiffgesellschaften, die Goodyear-Gesellschaft und die Metal Clad Dirigible Company treten gleichzeitig mit großen Plänen an die Oeffentlichkeit. Der vor einigen Wochen erfolgte Vorstoß des Chefs der Handelsluftfahrt und Handelsvizeministers Ewing Mitchell hat ihnen Mut gemacht. Mitchell verlangte den Bau einer gewaltigen Luftschifflotte zu Verkehrszwecken aus staatlichen Mitteln. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß die von Mitchell geforderten Riesensummen bewilligt werden, so können doch die privaten Luftschiff-Gesellschaften mit mehr Aussicht als früher auf staatliche Förderung rechnen.

Die beiden Luftschiffgesellschaften haben den Erdball unter sich aufgeteilt. Goodyear übernimmt die nördliche, Metal Glad Dirigable Company die südliche Halbkugel. Die nördliche Route wird von Washington an der Ostküste der Vereinigten Staaten ausgehen. Ein Luftschiff bringt Post und Passagiere in 51 Stunden über den Atlantischen Ozean nach Paris. Dort ist Gelegenheit, in ein startbereites Flugzeug umzusteigen, das in vier Stunden nach der nordspanischen Hafenstadt Barcelona fliegt. Wieder steigen wir in ein lenkbares Luftschiff um, und nach 51 Stunden ist Karachi in Belutschistan erreicht. Nur 48 Stunden dauert der Sprung über den Indischen Ozean nach Batavia, dann geht es nordwärts nach Manila auf den Philippinen in 12 Stunden, nach weiteren 25 Stunden nördlicher Fahrt sind wir in der japanischen Hauptstadt Tokio. Jetzt geht es über die weite Fläche des Stillen Ozeans in 34 Stunden nach Honolulu, und schließlich taucht nach einem 16stündigen Flug die amerikanische Küste wieder auf. Eine letzte Zwischenlandung in Los Angeles; noch einmal 16 Stunden und der amerikanische Kontinent ist überquert, in Washington schließt sich der Ring. 202 Stunden reine Flugzeit sind nach diesen Berechnungen zur Umkreisung der Erde notwendig. Mit Ausnahme der Ueberlandstrecke zwischen Paris und Barcelona soll das Luftschiff der Träger des gigantischen Ringverkehrs sein.

Die Südroute sieht noch längere Ueberwasserstrecken vor. Als Ausgangspunkt ist Panama vorgesehen; von dort ginge es über Pernambuco nach Kapstadt an der Südspitze Afrikas, weiter nach Australien, Hawai und zurück nach Panama.

Der Verwirklichung der kühnen Projekte stehen weniger technische als finanzielle Schwierigkeiten im Wege. Mangelnde Rentabilität ist auch im Luftverkehr eine Klippe, an der schon oft die schönsten Pläne gescheitert sind. Die amerikanischen Gesellschaften hoffen das Problem dadurch lösen zu können, daß sie mit den Regierungen feste Verträge über die Erteilung von Postaufträgen abschließen. Alles wird davon abhängen, ob es Mitchell gelingt, sein Vertrauen in die Zukunft der Luftschiffahrt auf die anderen maßgebenden Männer in der Regierung zu übertragen. Es scheint, daß auch Dr. Eckener, der heute in Washington eintrifft, zu diesen Beratungen hinzugezogen wird.

Wichtig für Saarabstimmungsberechtigte.

Der Bund der Saarvereine teilt uns mit: Jede im Saargebiet wohnende Person kann Einspruch gegen die Eintragung einer bereits in die vorläufige Abstimmungsliste aufgenommenen Person erheben. Die Abstimmungskommission hat nun verfügt, daß derjenige, der einen solchen Einspruch einlegt, eine Abschrift desselben durch eingeschriebenen Brief dem Betroffenen mitzuteilen hat, und zwar an dessen Anschrift im Saargebiet. Der Betroffene muß innerhalb von vier Tagen seit Aufgabe dieses Einschreibebriefes zur Post (also nicht seit dem Tage, an dem er ihn erhält), seine Einwendungen gegen diesen Einspruch dem zuständigen Kreisbüro schriftlich mitteilen. Er muß ferner das ihm abschriftlich zugestellte Einspruchsschreiben des Einspruchserhebenden seiner Erwiderung an das Kreisbüro beifügen.

Also: Wer einen solchen Brief über seine Anschrift im Saargebiet erhält, muß sofort seine Einwendungen schriftlich — Unterschrift nicht vergessen — unter Beifügung der Schrift des Gegners an das zuständige Kreisbüro der Abstimmungskommission senden. In Zweifelsfällen wende man sich sofort an die Ortsgruppen des Bundes der Saarvereine.

In den letzten Tagen sind von separatistischer Seite zahlreiche Einsprüche gegen in Deutschland lebende Personen eingelegt worden, meistens mit folgender Bemerkung: „Die betreffende Person hat am 28. Juni 1919 nicht die Saareinwohnereigenschaft im Sinne der Wahlordnung besessen. Beweis: Die erforderlichen Urkunden wurden von amtlichen Behörden verweigert."

Wem ein solcher, offenbar unbegründeter Einspruch eines Dritten zugeht, braucht darauf nicht zu antworten. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn er folgende Gegenäußerung an das Kreisbüro sendet: „Auf den mir zugestellten Einspruch beziehe ich mich zum Nachweis meiner Abstimmungsberechtigung auf das von mir früher vorgelegte Beweismaterial und beantrage die Verwerfung des Einspruchs".

Die große Anzahl derartiger Einsprüche ohne jede Begründung beweist klar, daß es sich um eine politische Mache von separatistischer Seite handelt, und daß diese Einsprüche nicht eingelegt werden, weil man der Ueberzeugung ist, der Betreffende sei nicht abstimmungsberechtigt, sondern weil man die Abstimmungsbehörden mit Arbeit überlasten will, um an technischen Schwierigkeiten die rechtzeitige Abhaltung der Abstimmung scheitern zu lassen.

Wetterbericht.

◆ Essen, 27. Oktober.

Vorhersage für Sonntag: Frische bis mäßige zwischen Südwest und West schwankende Winde, dabei wechselnde stärkere Bewölkung und zeitweise Regen, wieder milder.

Vorhersage für Montag: Bei westlichen Winden Fortbestand des unbeständigen für die Jahreszeit sehr milden Wetters.



Rainer Maria Rilke, der Infanterist

Eine Kriegserinnerung von Franz Karl Ginzkey

Bedeutsame menschliche Begegnungen werden oft, im Gegensatz zu den optischen Gesetzen, für uns um so bildsamer, je weiter sie sich zeitlich von uns entfernen. Der Alltag verliert sein Geflimmer auf dem halben Wege in die Ewigkeit und der Kern der Dinge wird dann um so sichtbarer.

In Erkenntnis dieser Tatsache pflege ich oft gewisse Erfahrungen meines Lebens in einem Winkel der Seele durch Jahre und Jahrzehnte aufzubewahren, mich ihrer Unvergänglichkeit und stetigen Klärung erfreuend, bis sie eines Tages gebieterisch hervortreten wollen, um ihre Wiedergeburt im Worte zu erleben.

Und so öffnet sich heute, nach nahezu zwanzig Jahren, wieder die Tür meines Amtszimmers im alten k. u. k. Kriegsarchiv, und es tritt ein Mann herein, den ich mit gutem Gewissen als den sonderbarsten Soldaten der ganzen damaligen österreichisch-ungarischen Armee bezeichnen kann, Rainer Maria Rilke, der Infanterist. Er hatte sich bei mir zu melden, da ich sozusagen sein Zwischenvorgesetzter war, als Bindeglied zwischen dem Obersten der Schriftenabteilung und den ihm zugewiesenen Untergebenen.

Ein Mann in Uniform war damals, zur Zeit des Weltkrieges, wie wir wissen, keine ungewöhnliche, sondern vielmehr sehr selbstverständliche, ja geradezu organische Erscheinung. Bei diesem Dichter Rainer Maria Rilke aber wirkte sie höchst ungewöhnlich, ja phantastisch. Da er nämlich ein Dichter war, der die sogenannte Wirklichkeit nur fallweise anerkannte und das Traumleben im Reiche der Schönheit und Alltagsentrücktheit als das Eigentliche für sich in Anspruch nahm, stand die äußere Hülle der Uniform im entschiedenen Gegensatz zu seiner sie durchstrahlend verleugnenden Innerlichkeit. Das Ehrenkleid des Soldaten ist nur dort am Platze, wo sein Träger sich menschlich der Allgemeinheit, wenn auch im besten Sinne, zugesellt. Bei einem völlig Abseitigen, seinen inneren Gesichten Zugewandten, wie es Rilke war, der lieber gleich selber gestorben wäre, ehe er seine Waffe gegen einen „Feind" erhoben hätte, verlor das wahrhafte Kleid seinen Sinn und wurde zur Maske.

Also erfüllte mich Staunen und Verlegenheit zugleich, als sich der von mir so verehrte Dichter als mein Untergebener bei mir meldete und mittun sollte an einer Sache, mit der ihn nicht das geringste verband, wie wir alle wußten.

Es fiel mir nicht schwer, mit ihm ein Gespräch über andere Dinge zu beginnen, wobei ich die Literatur noch ängstlicher vermied als das kriegerische Handwerk. Er schien meine Rückkehr zu fühlen und zeigte sich dankbar dafür, indem er auf jene Verschlossenheit verzichtete, die er sonst gern, wie ich wußte, auch Kollegen gegenüber zur Schau trug. „Zur Schau trug" ist aber nicht das richtige Wort, der große Dichter hatte es nicht nötig, sich in irgend einer Form, auch nach außen hin nicht, zur Schau zu stellen. Er vermied es ja immer gern, von sich selber zu sprechen, so wie er ja auch, wenn er sich wirklich auf seine dichterische Arbeit beziehen mußte, in der Schau seiner Seele lieber auf das Handwerkliche als auf das Mysterium der Eingebung einging.

Es war eine Landschaft, nämlich die russische, auf die er damals im Gespräche mit mir gekommen war. Gerade das Land, mit dem wir eben im Kriege lagen, schien einer besonderen Herzenswürdigung wert. Der Krieg war offenbar für ihn garnicht vorhanden, da seine Welt ihn nicht vertrug, und so erging er sich in einer tiefen stillen Begeisterung über seine Reisen in Rußland, und besonders hatte es ihm das alte, heilige Moskau angetan. Er wohnte auf einem Schloß außerhalb der Stadt, und wenn er morgens mit den Bauern auf einer Troika in die Stadt fuhr, saßen sie alle, wie er berichtete, rittlings auf einem einzigen Brett, einer hinter dem anderen und jeder hielt sich dabei an den Schultern des vorderen fest.

Es bleibt mir unvergeßlich, wie der Dichter in seinem ärmlichen Soldatenkleid mir in unverkennbarer Bewegtheit verkündete, es sei diese menschenbrüderliche Fahrt in die morgendliche fremde Stadt vielleicht der tiefste Eindruck seines Lebens gewesen. Er habe damals Möglichkeiten einer Zusammengehörigkeit verspürt, die ganz nahe an die Pforten der letzten Weisheit und Erlösung im Menschentum ging.

Mich überraschte diese seine Aufzeigung des uns alle gemeinen Verbindenden umsomehr, als der Dichter ja bereits in seinen ehernen visionären Gesängen begonnen hatte, an die Stelle der metaphysischen Verbundenheit aller Dinge ihre ungeheure bedingungslose Einsamkeit, ihr losgelöstes Schweben im Lebensraum und in der Hand Gottes darzustellen.

Und man denke sich jetzt in meine Lage, da ich ihm nun den dienstlichen Auftrag geben sollte, mir „drei Kriegsgeschichten" täglich zu liefern, wie es damals bei uns im Kriegsarchiv bereits zum geflügelten Worte geworden war.

Das Wort bedarf einer näheren Aufklärung. Es war uns vom Kriegsministerium der dienstliche Auftrag zugegangen, besonders rühmenswerte Taten unserer Krieger im Felde zu sammeln, zu beschreiben und in Büchern herauszugeben. Es sollte damit eine Chronik geschaffen werden, die einerseits die Leistungen unserer Armee für kommende Geschlechter bewahren und andererseits auch das Vertrauen der Mitwelt in die Beharrlichkeit unserer Krieger erhöhen sollte.

Nun war es aber nicht gut möglich, diese besonderen Taten etwa an der endlos ausgebreiteten Front selbst in Erfahrung zu bringen, abgesehen davon, daß die wirklichen Helden, die bekanntlich schweigsam sind, darüber wohl am wenigsten berichtet hätten. Man sah sich also an die Meldungen der Truppen selbst, auf die sogenannten „Belohnungsanträge" angewiesen, auf Grund deren unsere Soldaten mit den Tapferkeitsmedaillen, unsere Offiziere mit den verschiedensten Orden ausgezeichnet wurden. Diese Belohnungsanträge liefen zuletzt, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, im Kriegsarchiv zusammen und bildeten in ihrer mehr oder minder umfangreichen Darstellung den Grundstock unserer Schilderungen.

Es war zu jener Zeit kein Geheimnis, daß eine erhebliche Anzahl von Schriftstellern und Dichtern zu dieser Aufgabe herangezogen worden war, unter denen sich auch einige bekannte, ja bedeutsame Namen befanden. Mir selbst war die letzte militärische Bearbeitung all dieser Schriftstücke anvertraut worden, wobei mich mancherlei Zwiespalt erfüllte, wie er ja hier dem Sinn und dem Zweck nach in der Natur der Sache liegt. Jeder meiner Untergebenen hatte täglich drei rühmenswerte Begebenheiten zu liefern, so war es vom Obersten befohlen worden, womit auch das frühere erwähnte geflügelte Wort erklärt ist.

So sehr es mir nun, um des Dienstes willen, den anderen Kollegen von der Feder gegenüber gar nicht schwer gefallen war, die Forderung heldischer Darstellung an sie zu stellen, bei Rilke versagte sie vollständig. Nicht so sehr, weil ich ihn schonen wollte, sondern weil ich die gänzliche Aussichtslosigkeit dieses dienstlichen Auftrages vom ersten Augenblick an einsah. So sehr es im Kriege gilt, nur den Mann zu sehen, und innere Empfindsamkeiten dem großen allgemeinen Opfer gegenüber nicht mehr in Betracht kommen, diesem abseits auf einsamer Höhe stehenden Dichter gegenüber war es doch anders. Das innere Leuchten seiner geradezu asketischen Geistesgestaltung schien, je länger man ihn betrachtete, auch nach außen hin durchzubrechen zu einer magischen Aureole unabänderlicher Berufung. Hier noch eindeutige, militärische Forderungen zu erheben, schien dem Wissenden nicht mehr möglich.

Es gab unter den zahlreichen Räumen des Kriegsarchivs auch ein abgelegenes, dem Geiste vergangener Zeiten besonders geweihtes Zimmer, das war an allen Wänden angefüllt mit riesenhaften, in weißes Leder gefaßten Aktenbüchern aus Kaiserin Maria Theresiens Zeit und aus den Napoleonischen Kriegen. Dorthin führte ich nun den Dichter und zeigte ihm am Fenster, wo Sonne freundlich hereinschien, einen Tisch, einen Stuhl, ein Tintenfaß, eine Feder und bedeutete ihm, daß dies in Zukunft sein Arbeitszimmer sei.

Ich verabschiedete mich dann von ihm mit Worten, die mir nicht mehr ganz in Erinnerung sind. Ich glaube, ich deutete ihm nur leise an, er sei hier völlig sich selbst überlassen und er werde mich, seinen „Zwischenvorgesetzten", so bald nicht wieder erblicken.

Ich ging dann zu meinem Obersten hinüber und besprach mit ihm, was nun des weiteren mit Rilke, unserem jüngsten Infanteristen, zu geschehen habe. Der Oberst lächelte und meinte: „Wir müssen ihm, der Form halber, wohl eine Arbeit geben, aber — sie wird nicht dringlich sein."

Und so saß nun der Dichter vor allerlei kriegerischen Akten, die ihm wohl vorgelegt wurden, an deren Bewältigung von seiner Seite aber niemand ernstlich dachte. Er teilte übrigens das Zimmer mit einem anderen Mann der Feder, dessen stilles, gütiges, kameradschaftliches Wesen wohl die beste Gesellschaft für ihn war. Von jenem erfuhr ich auch von Rilkes letzter, recht sonderbarer dienstlicher Betätigung:

Der Oberst hatte ihm, um sein Gemüt keinem weiteren Zwiespalt auszusetzen, eine der Eigenheit nicht entbehrende Arbeit zugeteilt. Der Dichter hatte nämlich mit Zuhilfenahme eines Bleistiftes und eines großen Lineals die für die Gagen und Lohnberechnungen erforderlichen Papierbogen zu rubrizieren, was er auch geduldig und mit großer Sorgfalt ausführte.

Wenige Wochen später wurde er, da sein Gesundheitszustand nicht der beste war, auf hohen Einfluß hin vom Militärdienst befreit und damit seiner eigenen Welt zurückgegeben.

Es ist mir nicht bekannt, in welcher Weise er später an seine milde soldatische Laufbahn zurückdachte. Er hat darüber geschwiegen und wir haben ihn nicht gefragt. Immerhin mag ihn in den Räumen des alten österreichischen Kriegsarchivs ein Geist begrüßt haben, der überlieferungsmäßig die Dinge einzuordnen wußte nicht nach äußeren Formeln allein, sondern auch nach ihrem inneren Sinn. Er wieder dankte es uns durch seine bloße dichterische Wesenheit, die uns unvergängliche Werte aus seinem Traumland schenkte, das über die Starrheit aller Formeln hinaus zum Kulturgut der deutschen Seele gehört.

Die Kindsmagd

Sie hocket froh im Schatten.
Ueber Zaunes Latten
noch volle Rosen spähn.
Sie kennt kein Tagermatten.
Die scharfen Augen hatten
ja nach dem Kind zu sehn!

Das spielet auf der Wiese.
Gleich wie im Paradiese
die Blumen windstill stehn.
Ein Lämmlein hüpft so heiter.
Am Baume lehnt die Leiter.
Die Brunnen ferne gehn.

Die Alte ist zufrieden.
Die Sonne scheint hienieden.
Der Mond die Nacht erfreut.
Vernarbt ist jede Wunde,
und vor der Todesstunde
ihr Herz sich nicht mehr scheut.

Eine Wolke kommt geflogen,
ein Schatten nachgezogen —
das Weib im Gras erschrickt:
es hört das Laub aufrauschen,
dem Herbsteswort zu lauschen,
das Gott den Bäumen schickt.

Richard Billinger.

Einen Augenblick noch!

Von Paul Burke

Als Tom Mitchell die Vorhänge geräuschlos wieder zugezogen und seine Taschenlampe vorsichtig eingeschaltet hatte, begann er schnell und systematisch das Zimmer zu durchsuchen. Er sah sich in einem kleinen Raum mit einfachen, bequemen Möbeln, der offenbar am Abend benutzt worden war; der Ofen strahlte noch Wärme aus, Gläser, eine halbvolle Flasche und Tabakwaren standen auf dem Tisch. Tom Mitchell nahm sich eine Handvoll Zigarren, widerstand aber der Verlockung der Flasche; in Geschäftsstunden war Abstinenz für ihn Selbstverständlichkeit.

Geschickt durchwühlte er die Fächer des Schreibtischs, fand aber nichts von Wert darin und prüfte dann den Inhalt eines kleinen Schranks mit dem gleichen Ergebnis. Damit schienen die Möbel in diesem Zimmer offenbar keine weiteren geschäftlichen Möglichkeiten mehr für ihn zu bieten.

Wie ein Schatten schlich er nun zu den schweren Vorhängen am anderen Ende des Zimmers. Die Fähigkeit, sich vollkommen geräuschlos zu bewegen, seine katzenartige Gewandtheit, etwa umherstehende Möbelstücke selbst im Dunkeln zu vermeiden, und seine in allen Lebenslagen ruhig bleibenden Nerven hatten ihm erlaubt, dem Beruf seiner Wahl bisher mit ziemlich befriedigendem Erfolg nachzugehen.

Vor der Portiere blieb er ein paar Sekunden stehen, um zu lauschen; dann streckte er beruhigt den linken Arm durch die Vorhänge. Zu seinem Schrecken wurde aber sein Handgelenk augenblicklich mit stählernem Griff gepackt und er selbst mit unwiderstehlicher Stärke in das Nebenzimmer hineingerissen. Bevor er noch richtig zur Besinnung kommen konnte, war das Licht eingeschaltet und Tom schaute in das höhnisch lächelnde Gesicht eines großen, mächtig gebauten Mannes, der mit der Linken noch immer sein Handgelenk umfaßt und ihm mit der Rechten einen Revolver vors Gesicht hielt.

„Die andere Hand hoch halten!", erhielt Tom Befehl. „Tragen Sie Waffen bei sich?"

Tom schüttelte den Kopf. Er war ein gutmütiger Bursche, der vorsätzlich keiner Fliege etwas zuleide getan hätte. Der Mann griff in Toms Taschen, um sich selbst zu überzeugen, und ließ ihn dann los.

„Setzen Sie sich dort auf den Stuhl!", kam das Kommando. Tom Mitchell gehorchte; selbst wenn er etwa andere Neigungen hatte, blieb ihm nicht gut etwas übrig, als den Worten des Mannes Folge zu leisten. Sein Gegner war so viel größer als er selbst und obendrein bewaffnet; außerdem litt Tom unter den Folgen einer schweren Kriegsverletzung.

„Also ein Einbrecher, ein wirklicher Einbrecher! Und ausgerechnet heute nacht!", bemerkte der Mann, mehr zu sich selbst. „Was für ein Glückszufall! Sie sind natürlich durch das Balkonfenster hereingekommen. Waren Sie nicht überrascht, daß es offen stand?"

Tom Mitchell hatte in seinem Leben die Erfahrung gemacht, daß man in gewissen Situationen mit Worten nicht sparsam genug sein kann, und schwieg.

„Noch dazu ein ganz moderner Einbrecher", fuhr der andere mit einem Blick auf Toms Handschuhe fort, „Fingerabdrücke sind gefährlich was? Ich nehme an, Sie wollten unsere Diamanten stehlen?"

„Nie davon gehört", erwiderte Tom kurz.

Das war richtig. Tom Mitchell war ein Mann von einfachem Geschmack; solange seine beruflichen Bemühungen ihm genug eintrugen, um die Miete für seine ruhige, anständige Wohnung zu zahlen, ein gewisses Quantum Bier und Tabak zu kaufen, und sein halbes Dutzend Papageien zu füttern, war er zufrieden. Er hatte daher auch in dieses Haus nur in der Erwartung Eingang gesucht, die bescheidene Beute zu finden, mit der er sich stets begnügte; etwas Geld im Schreibtisch und vielleicht ein paar Kleinigkeiten, leicht mitzunehmen und zu verwerten.

„Aber Sie müssen doch von dem Elmer Halsband gehört haben", bestand der Mann. „Jeder in Ihrem Beruf weiß davon; die hübschen Steinchen sind eine runde Million wert."

Tom blieb still. Irgendwie machte der große Mann, der vor ihm stand, einen seltsamen Eindruck. Nach Toms Ansicht war sein Gegenüber im Abendanzug, Frack mit weißem Hemd und weißer Krawatte; aber die Hemdbrust war stark verknittert, die Krawatte saß schief und die Weste war offen.

„Ich weiß nichts von Ihren Diamanten", sagte Tom endlich, „wirklich nicht. Aber was hilft das auch? Sie haben mich erwischt; so rufen Sie also die Polizei."

„Wird natürlich geschehen", stimmte der Mann vergnügt zu. „Aber ich fürchte, Sie werden vorher noch Herrn Elmer in seinem Arbeitszimmer begrüßen müssen. Ich bin nämlich sein Diener."

„Also gut", sagte Tom und stand auf, „wenn mich der Herr des Hauses unbedingt noch sehen muß, so werden wir die Vorstellung besser gleich vornehmen, damit ich sie hinter mir habe."

Der Diener schob den Vorhang mit dem Lauf der Pistole zurück. „Gehen Sie leise vor mir, damit wir die übrigen Personen im Hause nicht stören. Und versuchen Sie keine Dummheiten!"

Ein kurzer Korridor führte zu einem anderen Vorhang, nach dessen Passieren sich Tom in einem großen Zimmer voll Bücherregale befand. Ein Geldschrank stand in der Ecke, die Tür offen, und eine Menge Papiere waren auf dem Fußboden davor verstreut. In einem tiefen Sessel vor dem Schreibtisch saß ein Mann, regungslos, den einen Arm über die Sessellehne gehängt.

„Das ist Herr Elmer", sagte der Diener kurz. Tom ging mit ein paar zögernden Schritten zu dem Sessel und prallte dann beim Anblick des sich bietenden Bildes zurück. Der große, massige Herr in dem Sessel war tot, bläulichrote Druckstellen zeigten sich auf beiden Seiten seiner Kehle, die Augen standen halb aus den Höhlen hervor und der Mund war weit geöffnet.

„Um Gottes Willen, der Mann ist ermordet, erwürgt worden," flüsterte Tom. „Wer hat — Sie haben ihn ermordet?"

„Nein, mein Freund," lachte der Diener höhnisch, „natürlich waren Sie es, der ihn ermordet hat!"

Einen Augenblick sahen sich die beiden Männer stillschweigend an; plötzlich verstand Tom Mitchell die Bedeutung der Worte.

„Sie haben ihn erwürgt", fuhr der Diener fort. „Irgendwie hatten sie erfahren, daß das berühmte Halsband eine Nacht in dem Geldschrank liegen und Herr Elmer selbst zur Bewachung aufbleiben würde. Sie brachen in das Haus, erwürgten Herrn Elmer, als er in seinem Sessel eingenickt war, sprengten den Geldschrank auf und waren gerade im Begriff sich davon zu machen, als ich hereinkam. Das wird wenigstens meine Darstellung von dem Vorfall sein. Natürlich werden Sie Ihre Geschichte von den Ereignissen ebenfalls erzählen können, aber wer wird wohl einem Einbrecher glauben, der sicher schon allerlei Vorstrafen in seinen Akten hat?"

Tom war plötzlich ganz ruhig geworden. „Reizend", sagte er, mit dem Kopf nickend; „entzückend ausgedacht! Nur hat meiner Ansicht nach Ihr Plan ein paar Schönheitsfehler. Was habe ich zum Beispiel mit dem gestohlenen Halsband gemacht?"

„Wahrscheinlich einem Mitschuldigen, der sich inzwischen davongemacht hat, vom Balkon aus zugeworfen," lächelte der Diener. „Was tut's, wenn dieser Helfer nie gefunden wird? Unterhalb der Balkontür sind im Garten eine Menge Fußabdrücke, Ihre, die Sie sicher beim Kommen hinterlassen haben, und andere. Vor zwei Stunden habe ich die meisten davon selbst mit einem paar fremder Schuhe gemacht, die ich bei Ihrer Ankunft gerade verbrannt hatte. Wären Sie nicht so passenderweise erschienen, so wollte ich ohnehin die Polizei an Einbrecher von außen glauben machen."

Plötzlich begann der Diener ein paar Stühle umzuwerfen, läutete die Schreibtischklingel und riß die Tür auf. „Hilfe! Hilfe!", rief er dann gellend. „Zu Hilfe, um Gotteswillen! Der Herr ist ermordet worden."

In wenigen Augenblicken drängte sich ein halbes Dutzend Bedienstete in das Zimmer. „Haltet den Mann dort," rief der Diener den Leuten zu; „ich muß sofort an den Arzt und die Polizei telephonieren. Nichts darf angerührt werden, bevor die Beamten kommen."

Von dem Gärtner und dem Schofför fest an den Schultern gehalten, war Tom Mitchell in der ganzen Aufregung offensichtlich der einzige, der seine Ruhe bewahrte. Ihn schien die ganze Sache auch dann noch nichts anzugehen, als ein paar Minuten später die Polizisten kamen. Der Diener begann jetzt seine Geschichte zu erzählen, scheinbar aufgeregt, aber doch klar und überzeugend.

„Haben Sie irgend etwas darauf zu erwidern?", wurde Tom dann von dem leitenden Beamten gefragt. So gut er konnte erzählte Tom Mitchell nun seinerseits die wirklichen Vorgänge des Abends, ruhig und genau, ohne die ungläubigen Ausrufe seiner Zuhörer zu beachten.

„Wenn Sie schon Ihre Tat bestreiten wollen, so würden Sie sich besser eine geschicktere Lüge zurecht legen," erwiderte schließlich der Bamte, als Tom fertig war. „Den Unsinn, den Sie uns da auftischen wollen, kann Ihnen wirklich kein Mensch glauben."

„Einen Augenblick noch, bitte", sagte Tom ruhig, als der Beamte ihm die Fesseln um die Handgelenke legen wollte. Einen Augenblick nestelte er an seinem rechten Rockärmel und zog dann plötzlich eine künstliche Hand mit dem halben Arm heraus.

„Nun sag' mir," rief er und drohte dem Diener mit dem Rest seines Armes, von dem der Aermel lose herunter hing, „erklär' mir, du Lump, wie ein Mann mit nur einer Hand, und noch dazu mit der linken, jemanden erwürgen könnte, der fast doppelt so groß ist wie er selbst, und dann auch noch den Geldschrank aufbrechen kann? Erklär' das, du Schuft!"

Nummer 43 Sonntag, den 28. Oktober 1934

Wochenend
ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Karl Sonnenschein über Allerheiligen
Erinnerung an eine Festtagspredigt

Der verewigte Dr. Sonnenschein war nicht nur der Menschenfischer von Berlin, der den „Eingeengten" nachlief und die Enterbten, Entgleisten und Entwurzelten auflas. Er konnte auch predigen. Er tat es allerdings auf seine Weise. Denn er konnte sich vom Temperament manchmal etwas allzu unvorsichtig hinreißen lassen. Man durfte auch nicht von ihm verlangen, daß er sich mit einiger Sorgfalt an die vorgeschriebenen zwanzig oder dreißig Minuten hielt. Wo ihm dagegen die Zügel freigegeben waren, da konnte er predigen, daß seine Gedanken in köstlicher Fülle über seine andächtigen Zuhörer stürzten wie ein Wildbach aus den Höhen der Firne, und dann war es ihm gleich, ob er in einer engen Krankenhauskapelle predigte vor einem halben Hundert Elendsbündeln in Fahrstühlen, vor einem Dutzend abenteuerlich gekleideter italienischer Lavoranti, die er auf Gott weiß welche Weise aufgegabelt hatte, damit sie die nachträgliche kirchliche Einsegnung des wilden Lebensbundes einiger Landsleute vorgerückten Alters verherrlichten, oder vor anderthalbtausend Diaspora-Katholiken im Hofe der schönsten und ehrwürdigsten Klosterruine auf kurmärkischem Boden, inmitten der verfallenen Mauern von Chorin. Am wundersamsten konnte er predigen in italienischer Sprache. Dann war es, als ob er sich förmlich berauschte an dem herrlichen Wohlklang der Sprache Dantes, Savonarolas und des Aquinaten; dann stürzten die Perioden im lockeren Versmaß der Daktylen über die Hörer wie ein Katarakt, den die Abendsonne in allen Farben des Prismas funkeln ließ.

Eine seiner glutvollsten Predigten hielt er in der Kapelle der grauen Schwestern vor der etwas buntscheckigen Menge, die damals, in den letzten Jahren seines Lebens, die italienische Kolonie von Großberlin ausmachte. (In derselben Mitte, in der ihm einmal der kostbare Zwischenfall widerfahren war, als er in der Hochzeitsmesse eines italienischen Ehepaares mit dem ganzen Feuer seiner hinreißenden Ekstase predigte: „Ogni un giorno da festivita, un giorno da fidelita, un giorno da responsabilita — heute ist ein Tag des Festes, der Treue, der Verantwortlichkeit", und es zwängte sich zwischen den unwilligen Hochzeitsgästen ein halbwüchsiger Bambino durch, um sich bis vor den Altar zu drängen und sich mit der Betonung der Selbstverständlichkeit zwischen seine „Mamina" und deren verdutzten Bräutigam zu stellen.) Hier also in dieser Krankenhauskapelle predigte er vor den Italienern über den Sinn des Allerheiligenfestes und benützte als Leitspruch einen Satz aus einem Kirchenlied, das er vor dem Besteigen der Kanzel gehört hatte: „I martiri nostri sono tutti resorti — unsere Märtyrer sind alle wieder auferstanden."

Ob damals das Erstlingswerk der Rachmanowa schon erschienen war („Liebe, Studenten, Tscheka und Tod"), ist nicht sicher; jedenfalls kannte er den entsetzlichen Sachverhalt, von dem das Buch berichtet: die furchtbaren Martern, unter denen die Weißen in Südrußland von den Roten hingemordet worden waren, — daß man sie zu Hunderten auf offenem Markt auf eingegrabene, oben zugespitzte Pfähle gesetzt habe, mit solcher Gewalt, daß ihnen die Pfähle fußtief in den Körper drangen, und daß man die Opfer viele Stunden lang im Beisein der vertierten Horden sich habe zu Tode quälen lassen. Bilder wie diese mußten dem Prediger vorgeschwebt haben, als er die unbekannten Märtyrer seiner Tage pries; mit der ganzen draufgängerischen Rücksichtslosigkeit und unnachsichtlichen Schroffheit, die bisweilen aus ihm hervorbrach, erklärte er in einem förmlichen Brillantfeuerwerk von leuchtenden Bildern und Redefiguren: unsere Märtyrer von heute seien weit größer und glorreicher als die der ecclesia primitiva, der christlichen Urkirche. Sich enthaupten zu lassen wie Sankt Paulus, sich von den Zinnen des Tempels von Jerusalem stürzen zu lassen wie Jakobus der Jüngere, sich in einem Kessel von siedendem Oel kochen zu lassen wie der Lieblingsjünger, das alles sei niente, tutto niente, nichts, gar nichts, eine Todesqual von ein bis zwei Sekunden, — sich kreuzigen zu lassen wie Sankt Petrus und Andreas, sich steinigen zu lassen wie Sankt Stephan, sich von der Brücke in den Strom werfen zu lassen wie Sankt Nepomuk, das sei nicht viel mehr; auf dem glühenden Rost gebraten zu werden wie Sankt Laurentius, mit Pfeilen gespickt zu werden wie Sankt Sebastian, das sei schon erheblicher, — aber mit einem spitzen Pfahl im Leibe sich halbe Tage auf offenem Marktplatz zu Tode quälen zu müssen, wie die Märtyrer von Charkow und Kiew, solche bestialischen Grausamkeiten seien erst in unserer Gegenwart ersonnen worden. Und dann pries er mit der ganzen Glut seiner entflammten Seele die Märtyrer unserer Tage.

Hierbei war ihm, wie er zu spät erst unter einem komischen Entsetzensschrei der Selbstverspottung wahrnahm, ein kleines Mißgeschick unterlaufen. Einmal waren ja auch die römischen Kaiser in der langen Reihe der zweihundertundfünfzig Jahre von Nero bis Diokletian bekanntermaßen ziemlich erfindungsreich im Aussinnen der unmenschlichsten Martern und Grausamkeiten, deren Schilderung den empfindsamen Nerven unserer heutigen Zeit nicht mehr zusagt. Jakobus der Verstümmelte war immerhin mit ziemlicher Allmählichkeit zerstümmelt worden; die 40 Soldaten in Kleinarmenien (Sebasto) hatte man zum Tode des Erfrierens auf einem vereisten Teich verurteilt und sie nachher auf Scheiterhaufen verbrannt. Es hat auch späterhin, als die Kirche schon in höchster Blüte stand, noch Märtyrer gegeben: in Gorkum waren elf Franziskaner nächtelang gefoltert und mißhandelt worden, ehe man sie mit dem Strick erdrosselte. Unter den Missionaren, die nach Afrika, China und Japan, nach Australien und Südamerika gingen, haben bis in die neuesten Zeiten (siehe Mexiko) Unzählige den fürchterlichsten Martertod erlitten, der sich denken läßt. Aber das war ja nicht das Wesentliche an Dr. Sonnenscheins Mißgeschick, sondern der immerhin nicht unbeträchtliche Umstand, daß alle diese Martyrer ihres Glaubens wegen verfolgt und umgebracht worden waren, die Weißen in Südrußland dagegen, weil sie von der vertierten Meute der Roten als Gegner angesehen wurden und es zumeist wohl auch waren. Sicherlich werden sie so gute Christen gewesen sein, wie es ihnen innerhalb der schismatischen Kirche Rußlands nur möglich war, und sicherlich sind sie meist auch eines gottseligen Todes gestorben. Sicherlich haben sie deshalb auch vom Allbarmherzigen ihren Lohn erhalten. In welche Gruppe Seiner getreuen Diener Er sie eingereiht hat, geht uns nichts an und haben wir nicht zu ergrübeln; leben wir so, daß wir es einst erfahren, das ist genug. Für uns hat lediglich in Betracht zu kommen, daß wir, die wir, in den Besitz der Wahrheit gelangt, ein Höchstmaß von Gnade empfangen haben und daß wir deshalb auch über unser Haushalten mit diesem weit höheren Gnadenkapital weit höhere und strengere Rechenschaft werden ablegen müssen.



Alter Friedhof

Das hatte natürlich Dr. Sonnenschein genau so gut und noch besser gewußt, hatte es auch nicht übersehen oder aus dem Auge verloren. Was er in seiner unvorbereiteten Predigt in Wirklichkeit wollte, war dafür umso richtiger und angebrachter: einmal seinen Hörern das allzu starke Abstandsbewußtsein nehmen, in dem wir alle uns fälschlicherweise den Heiligen und Seligen des Himmels gegenüber befinden und das wir uns abzugewöhnen haben, weil sich aus diesem Abstandsbewußtsein eine schädliche Art von Verzichtstimmung und Willenslähmung ergibt: man denkt allzu leicht, die Heiligen und ihre Leistungen für das Gottesreich waren so ruhmvoll und erhaben, daß hierzu nur wirkliche Heroen imstande sind und daß uns Gegenwartsmenschen im Zeitalter der Technik und des Verkehrs alle Möglichkeiten und Kräfte fehlen, es ihnen gleich zu tun. Das ist so falsch wie möglich. Jeder kann in seinem Beruf heilig werden, wenn er sich einige Mühe gibt und den ernstlichen Willen dazu hat. Dr. Sonnenschein wollte fernerhin möglichst deutlich machen, daß es unter uns Heutigen nicht nur Heilige, sondern selbst auch Märtyrer genug gibt und daß Märtyrer nicht nur diejenigen sind, die in irgend einer gewaltsamen und qualvollen Weise umgebracht werden, sondern auch diejenigen, die mit Schmerzen und Peinen beladen durchs Leben gehen und ihre Qualen, seelische oder körperliche, in steter Verbindung mit Gott willig und geduldig tragen.

In dieser Hinsicht hat einmal vor einiger Zeit eine Krankenschwester, eine der ehrwürdigen Töchter des heiligen Vinzenz, einer Gesellschaft von bänderumwickelten Jammergestalten ihrer Station auf die prächtigste Art der Welt die niedlichste Allerheiligenpredigt gehalten. Als wir ihr mit derselben Munterkeit, mit der sie alle im Hause ansteckte, das Trachten nach einem Platz in der Allerheiligenlitanei unterschoben, schürzte sie sehr wenig ehrwürdig die Lippen und fragte uns, so „baff vor den Kopf" (wie Onkel Bräsig gesagt haben würde), was wir uns dächten: ob nur diejenigen Heiligen und Märtyrer für uns Geltung hätten, die in der Litanei, der Legende oder im Römischen Brevier ständen? Als Krankenschwester lerne man innerhalb und außerhalb der Hospitäler viele Menschen kennen, die ihr Leid kaum mit geringerer Geduld und Gottergebenheit trügen, als es bei den gewissermaßen offiziellen Heiligen der Fall gewesen sein könne, — es komme nicht auf die äußere Zerfleischung des Körpers an, sondern auf das wirkliche Maß der Leiden und auf den Willen, mit dem man sie Gott zuliebe ertrage. Sie verstand das auf die anmutigste und allerliebste Weise der Welt zu sagen, und der große Saal auf der Station der mehrfach Operierten hat sich auch viele Tage über die Frage unterhalten, über die sie uns zum Nachdenken gebracht hatte. Wenn man Ordensfrauen etwas schenken dürfte, dann wäre uns in der großen Stadt kein Blumenkorb schön genug für sie gewesen. Aber den Willen, die solchergestalt über das Heiligenleben gewonnenen Erkenntnisse nach bester Möglichkeit praktisch zu befolgen, hat wohl jeder von ihren Pfleglingen mitgenommen, soweit ihm nicht ein gütiges Schicksal das Verlassen des Krankenhauses als Lebender erspart hat.

P. B.

Des Gefallenen Sohn

Wisse, mein Vater, der du dahin warst
ehe ich atmete: nur eine Sorge
treibt mein einsames Herz —
bin ich dir treu?

Von deiner Stimme und der Farbe deiner Augen
habe ich nur sagen gehört;
wie du gingest, deine Hände legtest
und das Haupt trugst, errate ich bloß
aus Worten der Mutter;
deine Gedanken und Träume,
wie niemals erblickte Vögel rauschen sie nachts ...

Wieviel haben mir doch andere
Söhne voraus!

Nun suche ich deine Gestalt
in mir selbst, horchend nach Tiefstem,
und das Verborgenste meiner Brust,
das seltene Klare,
entschattet dich Jahr um Jahr.

Andreas Zeitler.

Afrikanische Abenteuer

VON MAJOR TUDOR TREVOR

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten. Copyright by Centpreß

4)

Oberst Baden-Powell, — der Vielseitige.

Ehe ich zu Plumer kam, hatte ich einen Monat oder länger unter Oberst Baden-Powell gedient. Ich sollte in Mafeking wieder zu ihm stoßen. Aber der Ausbruch des Krieges hinderte mich daran und ich mußte mich dem Korps Plumers anschließen. Man nannte Baden-Powell damals den B. P. Er war der vielseitigste Mensch, den ich jemals gesehen habe, und schien immer seine Vielseitigkeit dadurch beweisen zu wollen, daß er zwei Dinge zu gleicher Zeit tat. Während er z. B. mit einem Menschen sprach und sich mit der einen Hand Notizen machte, karikierte er ihn mit der anderen. Er hatte eine eigene Gabe, die Fähigkeiten seiner Leute zu erkennen und auszunützen. Er ließ den Landmesser vermessen, den Bergbau-Ingenieur Minen anlegen. Er unterschied sich in dieser Hinsicht von Plumer, der eher geneigt war, die Leute, wie sie standen, auszuzählen, und jedem die Aufgabe zuzuweisen, die gerade auf ihn fiel.

Aber Plumer schien es immer anderen als Verdienst anzurechnen, was er eigentlich selbst getan. Von Baden-Powell ahnten wir nicht, was er zu leisten imstande war; wir sagten immer im Scherz, er hätte Variété-Künstler werden sollen. Als Beweis dafür, wie wenig man vor Kriegsausbruch von der Kampfweise der Buren wußte, führe ich an, daß uns B. P. versicherte, der Krieg könne keinesfalls länger als sechs Monate dauern, denn keines der beiden Länder könne es länger aushalten. In seinen Instruktionen für die Truppe vor Kriegsausbruch gab er Anordnungen für Reiterattacken, wobei die aufgepflanzten Bajonette als Lanzen zu verwenden waren. Jeder, der den Krieg mitgemacht hat, wird diese Idee sehr drollig finden.

Bequemere Generale.

Eine Zeit lang fungierte ich als Führer bei General French. Er hatte nichts für Zelte übrig, führte immer seinen französischen Koch mit und suchte sich sein Stabsquartier danach aus, wo er das bequemste Gehöft finden konnte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ihn die Buren nicht hopp nahmen wie Methuen. Ich glaube, es war pure Glückssache. Aber während ich bei ihm war, nahmen sie immerhin seinen Privatküchenwagen und seinen französischen Koch weg und das ging ihm sehr nahe. Ein anderer Brigadier, den ich nicht nennen will, ließ sich das Haar färben — er trug es ungefähr nach der Mode in der Krim. So oft wir Potchofstroom verließen, war es glänzend schwarz, sobald es dann einen grünlichen Schimmer annahm, was meist nach acht bis zehn Tagen der Fall war, wußte die ganze Truppe, daß wir zum Standquartier zurückkehren würden. Und so geschah es auch!

Als ich in der Brigade des Generals Gordon diente, wurde ich einmal mit einer Patrouille vor die Front gegen Reitfontein geschickt. Ueber eine Bodenerhebung spähend, sahen ein anderer Offizier und ich in einer Entfernung von ungefähr siebenhundert Yards eine Gruppe von etwa fünfzehn bewaffneten Buren. Leise riefen wir unsere Leute herbei und gaben eine Salve auf die Feinde. Zwei Mann fielen, die anderen stürzten zu ihren Pferden und machten sich aus dem Staube, aber zwei blieben zurück und ergaben sich.

Wir feuerten auf einen Leichenzug.

Wir gingen hinunter, während die Hauptkolonne heraufkam, und zu meinem Leidwesen konstatierte ich, daß wir auf einen Trauerzug gefeuert hatten. Es besteht zwar kein Grund, nicht auf einen Trauerzug zu schießen. Aber im Kriege ist man immer abergläubisch und wir empfanden es alle als unheimliches Omen. Einer der Gefangenen war ein alter, grauhaariger Mann; ich entschuldigte mich bei ihm so gut ich konnte, und fragte ihn, ob er die Begräbnisfeierlichkeiten beenden wolle. Da er trotzig schwieg, legten wir die beiden Gefallenen in das noch offene Grab, schaufelten es zu und sprachen so viel von den Totengebeten, als wir wußten. Dann gingen wir ins Lager und übergaben die Gefangenen dem Generalprofosen. Am nächsten Morgen hörte ich, daß eine Klage gegen mich vorlag und daß ich mich sofort ins Hauptquartier zu begeben habe. Ich erklärte dort, wieso wir auf die Trauergesellschaft geschossen hätten, aber man sagte mir, das sei ganz in der Ordnung gewesen, dagegen sei gar nichts einzuwenden. Ich fühlte mich sehr erleichtert, aber als der Mann, der sich beschwert hatte, vorgeführt wurde, erkannte ich meinen alten Freund, den Buren von gestern, wieder. Er beklagte sich, daß ich zwei fremde Männer im Grabe seiner Frau beigesetzt habe.

Lord Kitchener.

Kitchener sah ich zum ersten Male gleich nach unserer Ankunft in Pretoria, als wir mit Plumer von Mafeking kamen. Ich erhielt den Befehl, im Hauptquartier sofort Meldung zu erstatten. Ich saß ab und ging in die Halle des Hauses. Major Birdwood, jetzt Feldmarschall Sir William Birdwood, kam mir entgegen. Da wir zusammen in Clifton gewesen, erkannte er mich sofort und begrüßte mich mit den Worten: „Hallo, Trevor, wir brauchen Sie!“ Er führte mich in einen verdunkelten Raum, und da ich aus dem hellen Tageslicht kam, konnte ich so gut wie nichts ausnehmen. Ich hörte nur, wie er zu einem Mann, der im Türkensitze auf einer Ottomane saß, sagte: „Dies ist Trevor, Herr!“

Ich sprach fast eine halbe Stunde mit dem Herrn, ehe es mir klar wurde, daß es Kitchener war. Er behielt mich ein paar Stunden bei sich und fragte mich über das nördliche Transvaal aus, in das wir noch nicht vorgestoßen waren. Dann lud er mich zum Lunch ein und bat später auch Plumer und Baden-Powell herein. Im späteren Verlauf teilte er mich seinem Stabe zu, bei dem ich fast bis zum Ende des Krieges, bis zu meiner Versetzung zum Zivildienst, verblieb. Nur unter zwei anderen Kommandanten habe ich ebenso gerne gerdient: unter Plumer und Botha.

Wenn man mit Kitchener gesprochen, hatte man das Gefühl, als habe man sein Bestes gegeben, und das auch dann, wenn er anderer Meinung war. Wenn er einem Mann einen Befehl gab, so zeigte er ihm auch das Vertrauen, daß er ihn pünktlich ausführen werde. Zweimal, als ich spät abends oder vielmehr erst frühmorgens von der Ausführung eines Auftrages zurückkam, hatte er Befehl gegeben, mich sogleich zu ihm zu führen. Beide Male stand er sofort auf und brachte Whisky und irgendeine Erfrischung, die er für mich wie für jeden anderen bereitstellen ließ, der noch zu später Stunde mit Meldungen eintraf. Bei der Offiziersmesse erschien er immer nur als „primus inter pares“. Ich habe ihn mehrmals heiter gesehen. Als ich lange nachher mit General Botha und anderen Burenführern auf vertrautem Fuße verkehrte, machte ich die Wahrnehmung, daß sie alle eine an Zuneigung grenzende Hochachtung für Kitchener hatten, der sie zwar besiegt, aber nicht gedemütigt hatte.

Es ist richtig, daß Kitchener wortkarg war — vielleicht auch unzugänglich — aber seine Schweigsamkeit war nicht anmaßend, wie man allgemein glaubte.

Buren im Konzentrationslager.

In der Offiziersmesse war es eine bekannte Sache, daß sein Adjutant, Oberst J. K. Watson, ihm immer ein Lächeln ablocken konnte, was freilich wenige von uns zu versuchen wagten. Kitchener schickte mich u. a. in mehrere Burenkonzentrationslager, um ihm persönlich über die dort herrschenden Zustände Bericht zu erstatten. Die Sterblichkeit in diesen Lagern war allerdings erschreckend hoch. Aber weder damals noch später habe ich einen Internierten — es sei Mann oder Frau — über Mißhandlung durch Kitchener oder seine Truppen klagen hören.

Mit Douglas Haig zu Pretoria.

Douglas Haig war unter den älteren Schülern in Clifton, als ich unter den jüngeren war. Er war ein Freund meiner älteren Brüder, die gleichzeitig dort waren. Ich kann mich deutlich erinnern, wie ich ihn bewunderte. Er tat alles mit Anmut und scheinbar mühelos. Ich hörte erst wieder im Burenkrieg von ihm, wo er als General eine Brigade bei Klerksdorp kommandierte. Seine Beliebtheit war noch immer die gleiche. Ich traf ihn eines Tages im Hauptquartier und er verwechselte mich mit einem meiner Brüder, an den er sich sehr gut erinnerte. Dann verlor ich ihn aus den Augen, bis er nach dem Weltkriege — ich glaube, es war im Jahre 1923 — als Feldmarschall nach Pretoria kam. Ich wurde ihm als Zivilist vorgestellt und die Sache war ganz amüsant. Ein Cercle von einigen hundert Personen wartete darauf, vorgestellt zu werden und ich war ganz klein unter den vielen bürgerlichen Autoritäten und Finanzgrößen, die sich da drängten. Aber als ich an die Reihe kam, war keine Vorstellung nötig. Er erkannte mich sofort und sprach mich mit Namen an und die ganze Kolonne mußte warten, während wir miteinander redeten. Ich suchte ihn später auf und da war es wirklich, als sei er noch mein alter Schulkamerad, so gemütlich plauderten wir, obwohl es ihm um den Gegenstand meines Besuches, die britische Legion, sehr ernst war.

Nach einigen Jahren sah ich ihn in London wieder bei einem Bankett, das alte Kolonialoffiziere ihm zu Ehren im „Savoy“ gaben. Und wieder war es das Gleiche. Sowohl in seinem Toast als auch nachher bei den Tischen sprach er mit uns wie irgendein englischer Gentleman mit seinesgleichen. Ich konnte es kaum glauben, daß es der Oberkommandant der größten jemals aufgestellten britischen Armee war, der da unter uns weilte. So wahrhaft bescheiden war sein Auftreten.

Ein echter Afrikaner.

Mit dem Präsidenten Reitz kam ich um das Jahr 1890 im Nördlichen Freistaat zusammen, als ich ein Bergwerk für die „Free Staate Company“ in Betrieb setzen wollte. Wir kamen bei Vreedefort vorbei und fuhren ins Hotel zum Lunch. Es war das für diese Tage charakteristische Bild. Auf der Veranda und in der Schank lungerten ein paar betrunkene irische Tagediebe herum. Wir gingen direkt in den Speisesaal. Alles war schmutzig und in einer Ecke lag ein betrunkener Kerl auf einem etwas baufälligen Kanapee. Auch die Speisen und Getränke, die man uns vorsetzte, waren entsprechend unappetitlich. Es war schwer zu erkennen, was sie eigentlich vorstellen sollten. Reitz, sonst der gutmütigste Mensch auf der Welt, der sich aber im Kriege auch sehr tapfer erwies, schickte mich um den Wirt und dieser erschien in Hemdärmeln und in einem Zustand, der dem seiner Gäste ähnlich war. Als der Präsident ihm seine Mißbilligung aussprach, fiel er ihm ins Wort und sagte ungefähr folgendes:

„Schauen Sie, Herr. Sie sind der Präsident von dem Staate da, was? Na, und ich bin Stofford, der Eigentümer von dem Hotel und bin nicht zum Vergnügen hier. Wenn die Herren kommen, schmeißen Sie mir einen Fünfer hin und sagen: „Hören Sie mal, alter Knabe, wenn das vertrunken ist, lassen Sie's uns wissen!“ Die lassen sich nicht lumpen! Aber was tun Sie? Sie bestellen ein Mittagessen und einen Schnaps und beklagen sich über die Marke. Was hab ich von Ihnen? Sie können meinetwegen zum Kuckuck gehen!“

Wir gingen. Aber einige Zeit nachher verlor Stafford seine Lizenz und kam ins Gefängnis. Präsidenten pflegen häufig Recht zu behalten.

Präsident Reitz war ein reizender Mensch. Wie alle führenden Persönlichkeiten in Südafrika begegnete er dem einzelnen Engländer mit aufrichtiger Freundlichkeit, konnte aber die Ungerechtigkeiten nicht vergessen, die England Afrika gegenüber begangen hatte und die er auch von der Zukunft befürchtete. Diese „Afrikaner“ kamen mir immer wie die irischen Protestanten vor, die beide niemals die erlittenen Ungerechtigkeiten vergessen können, um so schneller aber die, die sie selbst begangen haben. Reitz hatte eine stattliche Anzahl wackerer Söhne, deren einer, Oberst Denys, nach unglaublichen Abenteuern im Burenkriege sich nicht zur Aussöhnung mit den Engländern entschließen konnte und deshalb nach Madagaskar auswanderte. Später kam er aber doch zurück und begrub das Kriegsbeil. Im Weltkriege war er einer von General Bothas Vertrauensmännern, sowohl während des Aufstandes, als auch in Deutsch-West-Afrika. Dann ging er nach Frankreich und wurde später Oberst eines Highland-Bataillons, in welcher Eigenschaft er mehrmals verwundet wurde. Ich glaube, daß sich nicht bald jemand eines solchen Lebensweges rühmen kann.

Einmal fand ich auf meinen Wanderungen einen Karren, der in einer den Weg versperrenden Sandverwehung stecken geblieben war. Die Kutscher wußten sich offenbar nicht zu helfen und so befahl ich meinen Burschen, ein Gespann Ochsen auszuspannen und damit den Karren herauszuziehen. Sie taten es und brachten den Wagen zum Halteplatz jenseits der Verwehung. Als ich mit meinen übrigen Wagen und Tieren dort ankam, erschien der Besitzer bei mir, um sich zu bedanken. Er war ein Engländer. Seinen Namen verstand ich zuerst nicht, doch lud er mich zu einem Gläschen in seinen Wagen ein, doch lud er mich zu einem Gläschen in seinen Wagen ein.

„Wo in aller Welt haben Sie diese Sachen her?“ fragte ich.

„Sie sind von mir,“ erwiderte er.

„Was machen Sie denn dann hier, wenn Sie so zeichnen können?!“ rief ich aus.

„Ich verstehe etwas von der Sache.“ Er lächelte und sagte: „Das ist das aufrichtigste Lob, das man mir je gezollt hat. Ich bin der Sohn von Millais.“ Ich kannte seinen Vater, den großen Künstler, und so war es mir ein besonderes Vergnügen, als er meine Einladung annahm, mit mir nach einer kleinen Farm zu kommen, die ich dort besaß. Ich quartierte ihn in einem sogenannten „Rondheuvel“ ein, einer runden Hütte mit senkrechten Lehmwänden. Auf dem Fensterbrett befanden sich zufällig einige Stücke Ocker, wie er dort gefunden wird. Ich hatte sie als Muster von Farben gesammelt, wie sie die Buschmänner wahrscheinlich gebrauchen. Ich glaube, es war Millais, der sie zum Scherz für ein Fresko auf den Wänden der Hütte verwendete. Es stellte eine mächtige Riesenschlange dar, die aus einem knorrigen Dornbusch herauskriecht und bis zum Kopfende des Bettes reicht. Sie ist so naturalistisch gemalt, daß sich die Gäste weigerten, in der Hütte zu wohnen.

Cecil Rhodes.

Cecil Rhodes traf ich bei einem Diner, das ihm zu Ehren im Blomfontein-Klub gegeben wurde. Bald nachdem er seine Konzessionen mit Matabeleland abgeschlossen und das Privilegium erhalten hatte. Ich war Gast Karl Borkenhagens, eines hochgebildeten deutschen Verlegers, der als Erster die deutsche Propaganda in Afrika aufgenommen hatte. Er war der einflußreichste Mann im Freistaat, einflußreicher als Präsident Reitz. Gegen Ende des Diners wurde Rhodes eine Likörflasche hingestellt. Als er eine Tischrede halten sollte, sagte er ein paar Worte zu seinen Nachbarn, deren einer mein Gastgeber war, wünschte ihnen dann anscheinend „Gute Nacht“ und ging. Borkenhagen verwünschte nachträglich seine Unvorsichtigkeit. Er hatte nämlich bemerkt, daß Rhodes der aufgetragene Likör schmeckte, Rhodes trank in der Zerstreutheit ein ganzes Whiskyglas davon. Als er nun einen Toast halten sollte, sagte er erschrocken zum Vorsitzenden:

„Guter Gott! Was habe ich denn getrunken?“

Er schaute die Flasche an. „Kirsch! Ich werde gleich betrunken sein. Ich werde nicht reden, sondern zu Bett gehen.“

Und er ging.

Etwa ein Jahr später hatte ich in Kimberley eine geschäftliche Unterredung mit ihm. Damals stellte einen eine Zusammenkunft mit Rhodes schon fast auf ein Postament. Ich war im Wagen von Barkly gekommen und trug einen Drillichanzug, der von der Fahrt ganz verstaubt war. Aber Rhodes bestand darauf, daß ich, so wie ich war, mit ihm zum Lunch ging. Ich bemerkte, daß mich alle Leute mit neidischen Blicken betrachteten und sich den Kopf zerbrachen, wer ich wohl sein mochte. Rhodes lehnte den Vorschlag, den ich ausgearbeitet hatte, gänzlich ab und wollte nichts damit zu tun haben. Ich kann mich an unser Gespräch nicht mehr erinnern, weiß nur, daß er mich freundlich anbrummte und mich fleißig zum Essen und Trinken nötigte. Nicht einen Augenblick behandelte er mich von oben herab und obwohl ich enttäuscht von ihm ging, hatte ich doch kein bitteres Gefühl.

Man hört oft, daß Rhodes getrunken habe. Gewiß vertilgte er ansehnliche Mengen von Alkohol, aber ich kenne niemanden, der sich erinnern könnte, ihn jemals betrunken gesehen zu haben. Nach seinem Tode ging ich nach „Groote Schur“, um General Botha zu besuchen, der damals Ministerpräsident der südafrikanischen Union war. Rhodes hatte sein Haus dem Staate als Wohnung für den jeweiligen Ministerpräsidenten hinterlassen. Es war von einem jungen Akademiker erbaut worden, den Rhodes bei seinen Studien unterstützte und der jetzt der berühmte Architekt Sir Herbert Baker ist. Ich fragte damals Christian, der Rhodes persönlicher Diener war, wie viel Whisky sein Herr tatsächlich getrunken habe. „Ach, Baß,“ sagte er, „was am nächsten Morgen von der zweiten Flasche übrig blieb, war nicht mehr, als was ich trinken durfte.“

Unter den Millionären war Rhodes eine Klasse für sich. In seinem persönlichen Geschmack war er denkbar einfach, er zog an, was gerade zur Hand war. Er war ein einsamer Träumer. Soweit ich ihn kannte, war er in allen seinen Lebensgewohnheiten absolut nicht geschäftsmäßig. Er war unpünktlich, öffnete seine Briefe nicht. Er tat immer nur, was ihm beliebte. Ohne Rücksicht auf Aufträge oder sonstige Dinge. Aber was ihm gefiel, war gewöhnlich das Richtige, wenn auch nicht immer das Gesetzliche. Und ich habe niemals einen Menschen gefunden, es sei ein Weißer oder ein Schwazer, der ihm nicht ein gutes Andenken bewahrt hätte.

Der letzte Sonnentag

Ein kühler Wind bläht die Gardinen
Vom Fensterbord ertönt ein frischer Klang
Ein Silberglöckchen mischt die hellen Farben
In eines letzten Vogels Lobgesang.

Nun auf! Die weißen Nebel ziehen
O grüner Pfad! O erster, stiller Lauf!
O fromme Welt! Mit sel'gem Winken
Brech ich — ein morgendlicher Pilger zu dir auf.

Ich neige mich verliebt vor euch — ihr kleinen Gräser
Ihr taugekrönten — ganz mit Licht gefüllt
Es schwingt mein Herz mit jeder sanften Welle
Die in euch haucht und ebbt und schwillt.

Es geht ein Mann mit einem bunten Stabe
Verzaubernd durch das sonnenheitre Land
Er bricht die Beeren, die vom Rebstock tropfen,
Zerreibt die dürren Blätter forschend in der Hand.

O Bruder Herbst! Ich höre deine Flöte,
Wie singt sie still ins blasse Morgenrot.
Im Frühling jauchzten Geigen alle Tage!
O süßes Leben! Bittersüßer Tod!

Ich will noch einmal meine ganze Liebe sagen
Dir gute Welt — die mich zu Gaste trägt,
Dir Herr — der Du mit allen ihren Wonnen
Mein irdisch Sein so wundersam bewegst.

O Leben! Liebe! O du Traum der Zeiten!
O Wolken! Wind! O du geweihtes Herz —
Du Trommel — stets von Schlag und Klang erschüttert
Von Lieb und Leiden und von Tod und Schmerz.

Eh nun die Winternebel wallen,
Blüh auf noch einmal — wundersel'ge Pracht!
Sing Bruder Herbst! Laß deine Flöte schallen
Vom Abschiedsweh zur tiefsten Lust entfacht.

Hei — wie die Farben glühn in weiter Wälder Hallen,
O Bruder Herbst — die letzte Rose lacht,
Und läßt du ihre welken Blätter müde fallen
O Bruder Herbst — dann kommt die dunkle Nacht.

S. K. H.

V.

Der Jamesonraid.

Gewöhnlich wird der Einfall Jamesons als Anstoß zum Burenkriege betrachtet. Es war nicht so. Dieses Ereignis war gleichsam nur ein Symptom einer Krankheit. Vier Jahre früher, als ich unter holländischem Kommando gegen die Malabok- und Madjijie-Kaffern kämpfte, und ich mit meinen Kameraden auf so vertrautem Fuße, daß sie sich vor mir kein Blatt vor den Mund nahmen. Ich sah schon damals, daß sie ihre ganze Hoffnung auf einen Krieg gegen England gesetzt hatten. Und ich war so fest hiervon überzeugt, daß ich das mir angebotene Bürgerrecht mit der Begründung zurückwies, ich wolle nicht Gefahr laufen, gegen England kämpfen zu müssen. Man hatte volles Verständnis für meine Gründe und achtete mich nur umso höher.

Als Judge Gregorowski von dem Scheitern des Jamesonschen Einfalles hörte, sagte er:

„Das ist der Geburtstag der südafrikanischen Nation.“

Er irrte sich. Es war nur eine vorzeitige Mahnung. Die südafrikanische Nation wurde unter den Wehen des Süd-afrikanischen Krieges geboren und die Krisen, die sie seither durchgemacht hat, sind ihre Kinderkrankheiten

(Fortsetzung folgt).

Bote Mit Uns

Nur wer brennt, zündet

VON INGEBORG LEWEN

Lächelnd betrachtete ich den Briefumschlag. Wieviel Mühe hatte sich doch die Post um diese Drucksache gegeben! Sie war unseren mehrfach gewechselten Wohnorten treulich gefolgt. Nun wog ich den Brief in der Hand: Ein Bettelbrief! Ich dachte mitleidig, daß ich wohl doch nichts würde schicken können, weil wir seit Monaten ohne Stellung und Einkommen sind. Ich hätte den Brief wohl ungelesen dem Feuer überantwortet, wenn nicht eine gewisse Neugier mich veranlaßt hätte, doch mal zu sehen, was die Post mir so treulich nachschickte.

Ein allerliebster Scherenschnitt: ein Kripplein, am Fußende ein singendes Vögelchen, links und rechts zwei Lichter tragende Tannenbäume und darüber der Weihnachtsstern. Dann gleich am Anfang des „Bettelbriefes" ein Wort, das mir so gut gefiel: „Ich fand schon immer, daß rechte Gotteskinder sich nicht anbetteln, sondern — wie zur Zeit des Urchristentums und viel später noch und auch heute noch — sich gegenseitig beschenken."

Weil ich gerade in der letzten Zeit beglückend erlebt hatte, daß diese „rechten Gotteskinder" noch nicht ausgestorben sind, las ich mit Spannung weiter in dem Büchleid, das dem Briefe beilag: „Nur wer brennt, zündet."

Das kleine Heftchen gibt die Entstehungsgeschichte einer kirchlich beglaubigten Kongregation, die ihre Mitglieder als Pfarrhelferinnen in die zahlreichen Großstadtpfarreien sendet, von der Carl Sonnenschein in seiner bekannten lakonisch prägnanten Art schrieb: Kinderkrippe. Säuglinge bis zu einem Jahr. Morgens gebracht, abends geholt. Mutter arbeitet. Uneheliche Kinder. Jede Konfession. Mittagstisch für arme Schulkinder, unentgeltlich. Laienhilfe, Seelsorge, angeschlossen Caritasverband.

Es ist nicht meine Absicht, die ganze Entstehungsgeschichte dieser Kongregation hier zu wiederholen, ich möchte aus dem frisch und lebendig und so charakteristisch geschriebenen Bericht nur ein paar Worte herausgreifen, die so zeitgemäß sind, so ansprechend und tröstend für alle, die sich in irgend einer inneren oder äußeren Not befinden — für alle, die an ihrer Heiligung arbeiten und manchmal sich selbst vielleicht überspitzte Forderungen stellen. Sie alle mögen auf ihren Lebenswegweiser die Worte schreiben „Liebe und Gottvertrauen". Sie alle sollen davon überzeugt sein, daß sie vom göttlichen Heiland und seiner Liebe „alles erwarten dürfen nach dem Maße ihres Vertrauens!" Habt also ein Vertrauen — ganz ohne Maß! — Macht es wie diese Schwestern: ihr Gebet ist „kein Bitten, ist ein Rufen und Danken. Das war und ist überhaupt unsere Art, daß wir aus dem Uebermaße unseres Vertrauens zu der Güte unseres Heilandes schon dankten, ehe Gott uns das Erbetene gegeben hatte, und wir wurden nie enttäuscht. Nicht als ob unser Gebet Wunderkräfte gehabt hätte, sondern so oft der junge Baum geschüttelt wurde, sodaß er bis in die feinsten Wurzeln noch nachzitterte, sahen wir im Sturm den Willen Gottes und hatten ihn lieb, ob so oder anders.... Gepriesen sei Gott in dem, was er gibt." Wenn du Gottes Hilfe an dir erfahren hast, aber du hast doch noch soviel auf dem Herzen, so laß nicht nach im Vertrauen: „Glaubst du, daß der liebe Gott etwas halb tut?"

Ein wunderschönes Wort! Wie wächst an ihm das Vertrauen, wie zündet sich an ihm die Liebe!

Groß ist die Liebe dieser Schwestern. Wer zu ihnen gehören will, muß die innere Bereitschaft haben, alles zu opfern — und genügenden Starkmut, nicht zu versagen, wenn die Stunde es fordert. „Zum Heiligwerden in unserer Gemeinschaft gehört ein gewisser Schneid."

Ein Motto haben diese Schwestern über ihre tägliche Arbeit und ihr ganzes Leben gestellt: „Wir müssen die ganz gewöhnlichen Dinge des Lebens außergewöhnlich gut tun." Dieser Satz hat mich besonders gepackt. Er hat so etwas ungemein Beruhigendes für jene, die da glauben, ihr einfaches schlichtes Leben biete ihnen keine rechte Gelegenheit zu besonderen Taten für Gott und ihre Heiligung, die da glauben, etwas ganz Besonderes tun zu müssen, welche die alltäglichen und vertrauten, ach so oft kleinlichen Pflichten des Alltags vielleicht nicht mehr ganz für voll, für groß ansehen, die da glauben, weil Mann und Kinder ihnen lieb sind, die Sorge für ihr Wohl ihnen eine Selbstverständlichkeit ist, nichts Rechtes für Gott getan zu haben, daß sie ihr volles Maß an Arbeit und Sorge freudig — oder doch geduldig — auf sich nehmen. Ihnen sei gesagt, daß gerade das wahre Größe ist: die ganz gewöhnlichen Dinge des Lebens außergewöhnlich gut zu tun.



Mollige Mode

Sind sie nicht reizend, diese kleinen Wunderwerke der Strickkunst? Schmiegsam und weich legen sie sich um den Körper, sind warm und mollig und tragen so gar nicht auf. Man ist immer hübsch in ihnen angezogen, und trotz aller Farbenfreudigkeit verschaffen sie eine gewisse unaufdringliche Kleidereleganz. Sehr vielseitig sind die Formen, Farben und Materialien, die die norddeutsche Trikotindustrie uns beschert. Besonders kleidsam für Haus und Beruf sind die kleinen enganliegenden Westchen, mit Haken und Oesen geschlossen, die man über jeder Bluse tragen kann. Sehr praktisch sind die im sportlichen Stil gehaltenen Pullover, besonders reizvoll durch die aufgesetzten Taschen. Wir können in diesem warmen Kleidungsstück gut kalte Herbst- und Wintertage ertragen.

*

Viereckige und rundliche Motive, oftmals der Pflanzenwelt entnommen, sind die neuesten Errungenschaft auf dem Gebiet der Kragenmode. Daneben behauptet sich siegreich der gesteifte, vorn offene kleine weiße Stehkragen, an dem ein Jabot hängt.



Das Märchen in der Hütte

Eine Geschichte von Selma Lagerlöf

Im Es war an einem dunklen Winterabend in der kleinen Hütte Skrolycka. Kattrinna, die Bäuerin, saß da und spann, und die Katze lag auf ihrem Schoß und spann auch, so gut sie konnte. Der Mann, Jan Andersson, saß am Herde und wärmte sich mit dem Rücken gegen das Feuer. Es war den ganzen Tag in Erik Fallas Wald gewesen und hatte Holz gehackt, da konnte niemand von ihm verlangen, daß er jetzt, wo er daheim war, noch eine andere Arbeit vornehmen sollte. Nicht einmal Kattrinna hatte etwas dagegen einzuwenden, daß er jetzt nichts anderes tat, als mit ihrem kleinen Mädchen spielte und plauderte, das diesen Winter in sein fünftes Jahr ging.

Kattrinna saß in ihren eigenen Gedanken da und hörte nicht viel darauf, was der Mann und das Kind miteinander schwatzten. Aber auf eines hielt sie strenge. Sie konnte es nicht leiden, wenn Jan der Kleinen sagte, daß sie so schön und besonders sei, und das tat er gar zu gerne. Denn wenn Klara Gulla schon als kleines Kind eine hohe Meinung von sich selbst bekam, dann wußte ja Kattrinna, daß nie und nimmer ein vernünftiges Frauenzimmer aus ihr werden konnte.

Jan trieb es zu arg, er kam auf alles mögliche, was das Kind hoffärtig machen mußte. Aber an diesem Abend war Kattrinna ganz ruhig, denn nun saß er da und erzählte von Dingen, die sich früher einmal in der Welt zugetragen hatten, zu der Zeit, als die Erde erschaffen wurde und die Menschen sie zu erfüllen begannen.

Er war gerade dabei, die alte Geschichte vom Turm zu Babel zu erzählen, und da konnte man ja hoffen, daß er keine Gelegenheit finden würde, mit seinen gewohnten Torheiten zu kommen.

„Ja, und da haben sie Lehm herbeigeschleppt", sagte Jan, „und sie haben Ziegel geschlagen, und Kalk haben sie gelöscht und ein Gerüst aufgerichtet, und mit jedem Tag ist der Turm höher geworden.

Sie haben schon gewußt, daß es unserem Herrgott nicht recht ist, wenn sie den Turm bauen, aber danach haben sie nicht viel gefragt. Denn sie hatten sich's einmal vorgenommen, sie wollten bis zum Himmel hinauf um zu sehen, wie's dort ausschaut.

„Hört einmal, ihr guten Leute", hat da der liebe Gott gesagt, „jetzt sag' ich's euch aber zum letztenmal: wenn ihr nicht gleich von hier weggeht und mit der Bauerei aufhört, dann kann ich mir nicht helfen, ich muß ein Unglück über euch kommen lassen. Und das wird ein solches Unglück sein, das ihr nie loswerdet, und niemand kann euch dagegen helfen!"

Aber die Menschen, die haben sich gedacht, ach was, unser Herrgott wird schon langmütig sein, wie gewöhnlich. Und sie haben weiter an ihrem Turm gebaut, und jeden Tag sind sie ein Stückel höher gekommen.

Da ist aber unser Herrgott hergegangen und hat ihre Sprache ganz durcheinandergebracht. Siehst, bis zu dem Tag haben sie so gesprochen, daß eins das andere verstanden hat, aber jetzt war's damit aus.

Wenn die Maurermeister jetzt sagen wollten: „Gib mir Lehm!" Dann haben sie anstatt dessen gesagt: „Fitzliputzli, Fitzliputzli." Und wenn die Lehrlinge haben fragen wollen, was sie denn meinen, da haben sie gesagt: „Erbe, derbe, mirbe, marbe." Na, da kann man sich nicht wundern, daß sie sich nicht verstanden haben.

Die Meister, die haben geglaubt, die Lehrlinge wollen sie zum Narren halten. Aber wenn sie sagen wollten: sprecht doch ordentlich, dann haben sie gesagt: „Ullen dullen dorf!" Na, und wenn die Lehrlinge fragen wollten, warum sie ein so böses Gesicht machen, da haben sie nichts anderes herausgebracht als: „Abrakadabra?"

Und da sind sie alle miteinander zornig geworden und sind sich in die Haare gefahren und haben zu raufen angefangen.

Na, und von dem Tag an war's aus mit der Freundschaft zwischen den Menschen, und niemand hat mehr daran gedacht, weiter an dem Turm zu bauen, sondern jedes hat für sich gegangen."

Als Jan in seiner Erzählung so weit gekommen war, schielte er zu Kattrinna hinüber. Der Spinnrocken stand still, und es sah beinahe aus, als seien Frau und Katze eingeschlummert. Da nahm Jan seine Erzählung wieder auf. Er senkte die Stimme nur ein wenig.

„Aber unter all den anderen dort in Babylon, die an dem Turm gebaut hatten, war auch ein König und eine Königin, und die hatten eine kleine Prinzessin. Und auf einmal fängt auch dieses kleine Mädel an, so närrisch zu sprechen, daß ihre Eltern und alle anderen Leute nicht ein einziges Wort verstanden haben.

Da wollt' der König und die Königin sie nicht mehr auf ihrem Schloß behalten, sie haben sie fortgejagt, und sie mußt' ganz mutterseelenallein in die große, weite Welt hinaus.

Da war sie natürlich ganz verzagt. Sie hat ja nicht gewußt, wem sie da unterwegs begegnen kann. Für einen Bären oder einen Wolf war es ja ein Kinderspiel, so eine kleine Prinzessin aufzufressen, wenn sie ihm in den Weg lief.

Aber so zart und fein sie auch war, so hat ihr doch niemand was zu Leid getan.

Nein, im Gegenteil, alle, denen sie begegnet ist, sind freundlich auf sie zugegangen und haben ihr die Hand gegeben und gefragt, wo sie denn hin will. Aber was sie zur Antwort gegeben hat, davon haben sie kein Wort verstanden, na, und da haben sie sich nicht weiter um sie gekümmert.

So lieb und fein wie sie war, braucht' sie nur in die Schlösser und Burgen hinaufzukommen, da haben sie die Türen sperrangelweit aufgerissen und sie hineingehen lassen. Aber wenn sie den Mund aufgemacht und man ihre närrische Sprache gehört hat, da hat sie gleich wieder fortmüssen.

Na, und endlich, da war sie schon durch alle Königreiche gewandert, die's gibt, da kommt sie eines Abends spät in einen großmächtigen Wald, und als sie durch den Wald gegangen ist, da sieht sie eine kleine Hütte, die war so niedrig, daß sie grad noch durch die Tür durch konnte, und da geht sie hinein und sagt „Grüß Gott".

Da drinnen sitzt die Bäuerin und spinnt, und der Bauer sitzt am Herd und wärmt sich. Und wie sie sehen, daß ein Fremdes zur Tür hereinkommt, so sagen sie auch: „Grüß Gott".

Da hat die kleine Prinzessin eine schreckliche Freude gehabt, denn da in der Hütte haben sie akkurat so gesprochen, daß sie sie verstehen konnte. Aber sie war sehr vorsichtig, sie hat ihnen nicht gleich alles erklären wollen.

„Wie heißt denn diese Hütte?" hat sie gefragt, um sie auf die Probe zu stellen.

„Die heißt Skrolycka", haben sie gleich geantwortet, und da hat sie schon gemerkt, daß sie sie verstanden haben.

Und da war sie ganz wild vor lauter Freude, aber sie hat gemeint, es ist doch besser, wenn sie sie noch einmal auf die Probe stellt.

„Wie heißt denn die Sprache, die ihr hier im Haus sprecht?" hat sie gesagt.

„Das ist die wermländische Sprache", haben die Leute in der Hütte gesagt.

Und da ist die kleine Prinzessin zu ihnen hingegangen und hat sie gebeten, daß sie bei ihnen bleiben darf, denn hier wäre der einzige Ort auf der Welt, wo sie verstehen konnten, was sie geredet hat.

Aber wie sie zum Fenster hingekommen ist, da haben die Leute ja gesehen, daß sie eine kleine Prinzessin von Babylonien ist. Und da haben sie ihr gesagt, daß sie fehlgegangen sein muß. Und sie haben ihr gesagt, es könnte ihr unmöglich bei ihnen gefallen. Die wermländische Sprache, die wäre ja überall, in jedem Haus, in der ganzen Gegend hier herum bekannt, haben sie gesagt, sie könnte überall hingehen, wo es ihr beliebt.

Aber die kleine Prinzessin, die hat auf diesem Ohr nicht gehört. „Nein", hat sie gesagt, „ich merk' schon, daß ich recht gegangen bin. Und hier will ich bleiben. Denn hier hat man eine Freude und einen Nutzen von mir."

Die kleine Klara Gulla war ganz still auf Jans Schoß gesessen und hatte gelauscht, und ihre Augen waren vor Staunen immer runder und runder geworden. Aber als jetzt Jan zu erzählen aufhörte, saß sie zuerst ganz stumm da, dann drehte und wendete sie das Köpfchen und guckte sich alles in der Stube an, so, als hätte sie es noch nie gesehen.

„Ja, jetzt kann's ja noch so bleiben, wie's ist, eine Zeitlang", sagte sie endlich. „Aber bis ich einmal groß bin, dann gehe ich schon wieder dorthin zurück, wo ich her bin."

Jan machte ein langes Gesicht. Und das Schlimmste war, daß Kattrinna jetzt wach war und den Schluß des Gesprächs gehört hatte.

„Ja, siehst du, das hast du davon, daß du dem Mädel immer einreden willst, daß sie gar so was Feines und Besonderes ist!" sagte sie.

Herr, du gabst mir . . .

Herr, du gabst mir den bewegten Sinn,
immer mit dir um dich zu ringen,
ungestillt zu fragen, wer ich bin,
und das tiefe Heimweh zu den Dingen.

Gib mir auch die nimmermüde Kraft,
eins zu sein mit Wellen, Wolken, Winden,
mich an Sehnsucht, Kämpfe, Leidenschaft
zu verlieren — und mich neu zu finden.

Laß mich glühn in allem fremden Sein,
laß mich alle fremden Straßen wandern,
Fragender, Gefragter, Quelle, Stein,
Ziel und Weg und Rätsel für die andern.

Gib mir Klänge, die Geheimnis sind:
Lust und Leid, Verzückung, Jauchzen, Stöhnen,
laß mich eine Harfe sein im Wind
und der Menschheit tiefste Lieder tönen.

Franz J. Falkenberg.

Im Schutze der Rolande

Alte Rechtswahrzeichen deutscher Städte



Der Schwertarm in Münster i. W., der noch heute an den Tagen des Sends als Zeichen der Gerichtsbarkeit am alten Rathaus zum Aushang kommt.

Wer Deutschland bereist, dem werden in vielen seiner alten Städte riesige Standbilder auffallen, die einen gewappneten Mann darstellen mit einem Schwert in der Hand. Von Stein errichtet, roh geformt, stehen sie meist auf dem Marktplatz oder in der Nähe des Rathauses.

Schon der Standort läßt vermuten, daß sie Künder einer autoritären Seite der Stadt waren, zu einer Zeit, die heute längst der Vergangenheit angehört.

Die ältesten Nachrichten über diese Steinfiguren, die unter den Namen Rolandssäulen, Rulandssäulen oder Rolandsbilder bekannt sind, reichen bis in das 13. und 14. Jahrhundert zurück. So wird der Roland zu Halle an der Saale 1341, der zu Hamburg zwischen 1342 bis 1350 und der Bremer Roland 1366 zuerst bezeugt. Der Berliner Roland wird im Stadtbuch 1391—98 erstmalig erwähnt

Die räumliche Verbreitung der Rolandssäulen beschränkt sich im wesentlichen auf Sachsen, Thüringen und Norddeutschland. Ihr Zweck ist oft in der verschiedensten Weise ausgelegt worden, dürfte jedoch in ursprünglicher Anlage und Bedeutung als Marktzeichen zu erklären sein. Die ihnen außerdem oft beigelegte Bedeutung ist vielfach erst später erfolgt.

Der freien ungehinderten Ausübung des Handels mußte eine ungestörte Sicherheit, ein Marktfrieden, verschafft werden, was nur durch die Gewalt eines Richters geschehen konnte, der die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten entschied und die Uebertreter des Rechts bestrafte. Die Marktgerechtigkeit und die Marktgerichtsbarkeit waren unzweifelhaft für die erste Entwicklung der Städte am bedeutsamsten. Da die Gewerbe der Städtebewohner durch die Marktgerechtigkeit ihren hauptsächlichsten Aufschwung erhielten, wurden diese für sie zur Lebensfrage. Die damaligen unruhigen Zeiten verlangten die Ausübung der Marktgerichtsbarkeit. Nur dadurch, daß über die Streitigkeiten der Marktbesucher die Stadtbehörde selbst erkennen durfte, war es möglich, dem Marktverkehr die erforderliche Sicherheit zu gewähren.

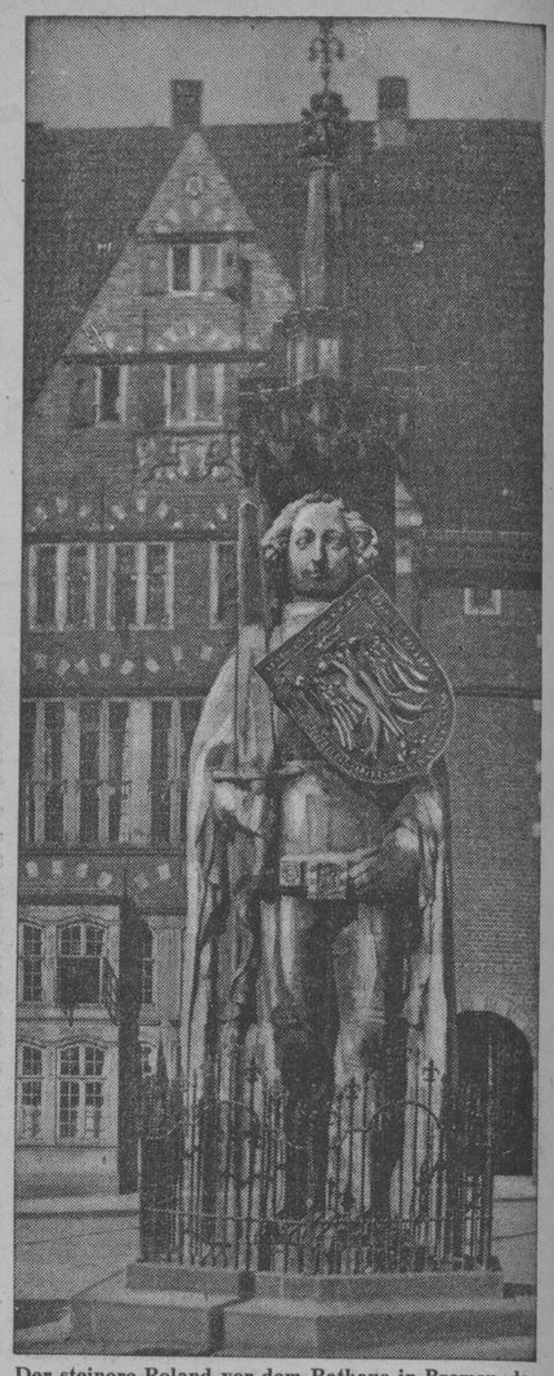
Nichts lag daher näher, als die Marktgerichtsbarkeit den Gewerbetreibenden durch Errichtung eines sichtbaren Zeichens vor Augen zu stellen. So entstanden die ersten Markt- und Stadtkreuze, versehen mit den Zeichen der Marktgerechtigkeit: Handschuh und Fahne.

Als sich gegen Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine Verfeinerung des Kunstsinns entwickelte, wurde eine männliche Figur zum Träger der Marktzeichen erwählt. Häufig trat von nun an eine Steinfigur an die Stelle des Marktkreuzes, so in Erfurt im Jahre 1591. Aus den Marktzeichen, zu denen inzwischen noch Schild und Schwert hinzutraten, ergab sich wiederum, daß es nur ein Krieger sein konnte. Um den Eindruck noch zu erhöhen, mußte er ganz besonders groß und wuchtig erscheinen.

Sobald erst ein Ort in dieser Richtung wegweisend vorangegangen war, folgten viele andere von selbst, und es kristallisierte sich bald ein gemeinschaftlicher Typus heraus, bei dem mehr und mehr Schild und Schwert in den Vordergrund traten und die anderen Zeichen verdrängten. Da alle Marktzeichen Insignien des Königs waren, konnte der Träger nur der König selbst oder ein Waffenträger des Königs sein.

Der Name Roland dürfte der Sage und den Dichtungen über den Recken Roland, dem bevorzugtesten Waffenträger Karls des Großen, entnommen sein. Wie volkstümlich dieser Held gegen Ende des 13. Jahrhunderts war, ergibt sich aus den an den Maifesten angeknüpften Waffenspielen der ritterlichen Jugend, die mit ihren Speeren nach dem Schild eines Kriegers stachen. Mit den Rolandssäulen hat dieser Winterroland nur den Namen gemein. Er ist nur ein Beweis dafür, daß man im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts in den nordischen Städten einen Koloß in ritterlicher Kleidung als Roland bezeichnete.

Heute mit alle ihrer Würde und Bedeutung fast in Vergessenheit geraten, bilden die gewaltigen Steinbilder nur eine Zierde der Städte. Sie träumen von einer längst vergangenen Zeit. Gehen wir deshalb bei einem Besuch deutscher Städte nicht achtlos an ihnen vorüber; sie sind Steine, die reden können, wenn wir uns nur die geringe Mühe machen, uns ein wenig mit ihnen zu beschäftigen.



Der steinere Roland vor dem Rathaus in Bremen, der Patriarch unter den Rolanden.



Der alte Roland von Quedlinburg hält Wache am Rathaus der Stadt (14. Jahrhundert).



Die Rolandsäule (1591) auf dem Fischmarkt in Erfurt.



Roland an einer alten gotischen Kirche.



Der Roland am Roten Turm in Halle (Saale).

Artigkeiten

Von F. Philipp

An der Tolfa, oberhalb von Civitavecchia, windet sich unser Wagen mit hoher Geschwindigkeit bergab durch den Hohlweg. Plötzlich nach einer Kurve versperren zwei Esel den Weg. Die Bremsen kreischen, die Reifen knirschen — der Wagen steht. Der Fahrer wischt sich den Angstschweiß von der Stirn.

„Ihr verfluchten Biester!"

Die Eselstute und ihr Fohlen betrachten seelenruhig die Kühlerfigur. Da springt ganz aufgeregt ein Bauer die Böschung herunter, sieht das Auto, sieht seine Esel, hört das unverständliche Schimpfen — und reißt seinen Hut vom Kopf.

„Entschuldigen die Herrschaften, es sind ja nur — Esel!" Sagt's, haut dem Langohr eins vors Maul, den andern jagt er mit einem Fußtritt zur Seite, lüftet noch einmal seinen Hut und mit einer theatralischen Bewegung deutet er auf den freien Weg.

„Bitte meine Herrschaften!"

Soll man da noch schimpfen?

*

Die Leute von Castelnuovo haben gestern erzählt, ich hätte einen Hasen geschossen. Das ist nicht wahr, denn erstens habe ich gestern Schnepfen gesucht und zweitens habe ich gestern wirklich keinen Hasen geschossen. Wie kam dieses Gerücht nur zustande? Einfach so:

Ich traf auf dem Heimweg den Stefano oben am Monte Cucco. Stefano saß mit umgehängter Flinte auf seinem Grauschimmel, und an dem dicken Holzsattel baumelte ein Hase.

„Wo hast du denn den Hasen geschossen?" fragte ich.

Dort drüben auf dem Kamm. Ich wollte mal nach meinen Ochsen auf der Weide sehen. Und da bin ich auf dem Esel hingeritten. Ich gehe aber niemals ohne Gewehr aus und dann kommt der Hund gewöhnlich auch mit. Na, und da oben hat er im Gestrüpp den Hasen aufgestöbert, ich schoß ihn vom Esel herunter mausetot . . ."

Wie kommt es aber nur, daß sich die Leute in Castelnuovo erzählen, ich hätte diesen Hasen geschossen? Das verdanke ich dem Stefano. Er zwang mich seinen Esel zu besteigen, ich hätte mich auf der Schnepfensuche viel mehr ermüdet als er auf der „Hasenjagd". Der Rückweg sei noch lang und übrigens wolle er noch auf einen Fuchs ansitzen. Ich täte ihm einen Gefallen, wenn ich mit dem Esel nach Castelnuovo zurückkehrte.

Offengestanden, mir kam der angebotene Esel wie gerufen. Ich stieg also in den Sattel und ritt heim. Aber an diesem Sattel baumelte Stefanos Hase. Das fiel mir erst auf, als ich im Stall den Esel abzäumte. Darum also erzählen die Leute — ich — hätte einen Hasen geschossen. So entstehen Gerüchte.

*

Bei dem halbzerfallenen Gemäuer eines alten Speichers der Schwefelgruben von Monte Cucco bekam Taps, mein Teckel, neulich einen Tobsuchtsanfall. Er stürzte sich wie ein Amokläufer auf einige friedlich gackernde Haushühner und biß eine weiße Henne halbtot. Nachdem ich dem Wüterich eine gehörige Tracht Prügel verabfolgt hatte, setzte ich mich geduldig auf einen Stein und wartete auf das Erscheinen eines jammernden Hühnerbesitzers. Es kam niemand. Wie seltsam! Diese zahmen Eierleger hatten doch gewiß einen Besitzer. Wo steckte er nur? Ich erfuhr es drei Stunden später. Während ich im Wald oberhalb der Schwefelgruben nach Schnepfen suchte, rief von unten eine Stimme:

„Herr, hat nicht dein Hund mein Huhn halbtot gebissen?"

„Ja leider, was kostet es?"

„Nichts Herr!"

„Schon gut, ich komme heute abend vorbei, dann werden wir uns einigen."

„Wir sind schon einig. Auf Wiedersehn!"

Abends fand ich aber keinen Menschen am Schwefelspeicher. Ich kehrte nach Hause, ohne das Huhn zu bezahlen.

Acht Tage später. Als ich wieder im Wald bei den Schwefelgruben nach Schnepfen suchte, traf ich zufällig den Hühnerbesitzer, einen armen Taglöhner, der in dem halbzerfallenen Gemäuer sich eine Notwohnung eingerichtet hat.

„Nun, hast du das tote Huhn wiedergefunden? Was willst du denn dafür haben?"

„Garnichts Herr, nichts! Dort drüben läuft es ja, Das da ohne Schwanz — aber sonst kerngesund!"

*

Haben Sie sich schon mal wegen ein paar Ochsen einen Rausch geholt? Niemals? Aber ich. Diese mächtigen grauen italienischen Rinder mit den prachtvoll geschwungenen langen Hörnern lohnen schon die Mühe. Sie sind charakteristisch für die italienische Landschaft, wie das gefleckte Vieh für die Schweizer Berge.

Ich fuhr eines Morgens nördlich von Rom mit der Absicht Ochsen zu fotografieren. Die ersten traf ich an der Via Flaminia zwischen Sant' Oreste und Cività Castellana. Der Landmann freute sich unbändig, daß ich seine Tiere lobte. Er gab sich auch die größte Mühe, um die Rindviecher vorteilhaft aufzustellen. Hätte ich noch etwas gewartet, dann hätte er sie noch dazu bewogen recht freundlich in den Apparat zu grienen. Ich knipste die beiden verträumten Ochsen und ihren glückstrahlenden Besitzer. Danach holte der Mann aus einer Hecke ein Fäßchen mit Wein hervor, drückte mir ein Glas in die Hand und einen Gummischlauch, um den Wein aus dem Faß zu saugen. Wir leerten mehrere Gläser auf ein gesundes Wiedersehn. Dann fuhr ich weiter. Nach drei Kilometern entdeckte ich wieder ein paar prächtige Ochsen. Sie hatten viel längere Hörner als die ersten. Ich hielt an und lief übers Feld den Ochsen entgegen.

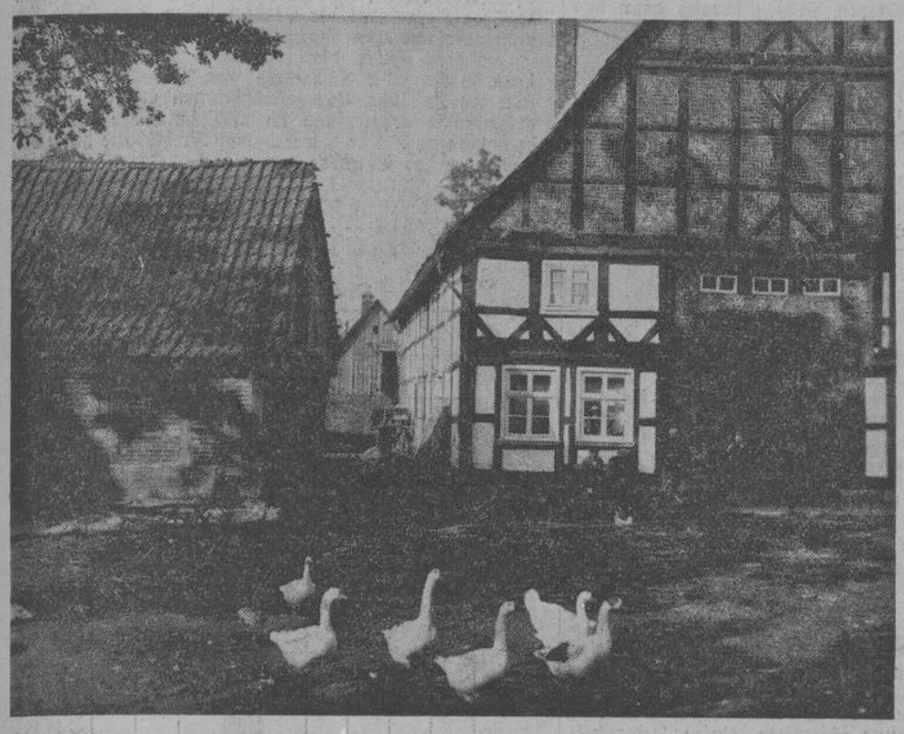
Diesmal mußte ich unbedingt vor der Aufnahme ein Glas Wein trinken. Aus dem einen Glas wurden mehrere. Essen mußte ich auch. Ziegenkäse und Weißbrot. Endlich kam die Aufnahme und ich verabschiedete mich. Aber kurz vor Castelnuovo sah ich zum drittenmal Ochsen. Nein, an diesem Bild konnte ich nicht vorbeifahren: ein alter Brunnen, ein massiver Karren, davor zwei prachtvolle Hornviecher im Joch, auf dem Wagen ein Bauernbursche und daneben ein junges Mädchen mit einem großen kupfernen Wasserbehälter auf dem Kopf. Ich brauchte nur den Apparat einzustellen und fertig war die Aufnahme. Wenn ich doch nicht versucht hätte einen Schluck Brunnenwasser zu trinken. Das ließ der Rinderlenker nicht zu, Wasser sei garnicht bekömmlich, behauptete er, sprachs und holte aus dem Karren einen Fiasco Wein, reichte mir ein Glas und ein Stück Brot und schenkte ein, sooft bis wir den Inhalt der Korbflasche, zwei Liter, geleert hatten.

Ich kann mich nur noch entsinnen, daß ich an diesem Tage in Castelnuovo übernachten mußte. Bis Rom wäre ich mit dem Wagen gewiß nicht gekommen. Man soll in der römischen Campagna keine Ochsen fotografieren.

WOCHENEND

Alte Bauernhäuser in Ostwestfalen

„Das Schönste in der Landschaft sind die menschlichen Behausungen. Sie bilden den Sammelpunkt für alle Beziehungen der toten und lebenden Natur, zu denen alle Wege hinleiten, für die die Flüsse und Ströme ihr Wasser die Täler hinunterlaufen lassen, für die die Früchte der Felder wachsen, die Wälder ihre Bäume, die Felsen ihre Steine spenden." (Schultze-Naumburg.)



Haus Nr. 23 in Bredenborn

Das Schönste in der Landschaft Westfalens sind die däftigen und behäbigen Bauernhöfe, die vornehmlich als Einzelhöfe in der Münsterländischen Bucht im Schutze jahrhundertealter Eichen festgefügt in der roten Scholle des Westfalenlandes stehen Gehöfte, die Abbild sind des Menschenschlages, der sie fest und stolz, fromm und heimattreu in die westfälische Erde hineinbaute. Auch dort, wo der ostwestfälische Bauer, in der Warburger Börde, im alten Paderborner Hochstift und in der Weserlandschaft in engerer Nachbarschaft Geselligkeit und Schutz im Schatten des Kirchturms gesucht hat, steht sein Hof stolz und schön in der Dorfgemeinschaft, ein Schmuckstück der heimatlichen Landschaft. —



Hof in Münsterbrock



Das Haus Langestraße 52 in Warburg

Während bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts von der Landschaft her die Wohnhäuser in deutschen Landen ein einheitliches Gepräge trugen, setzte danach, als hohe Fabrikschornsteine emporwuchsen und jene Zeit begann, die sich die Gründerzeit nennt, ein Verfall des alten Volksgutes ein. An die Stelle bodenständigen Gepräges trat vielfach ein regelloses Durcheinander, das dem Landschaftsbild seine Schönheit nahm und für Organisch-Gewachsenes und der Volksseele entsprungenes Gut künstliches und unechtes Machwerk setzte.

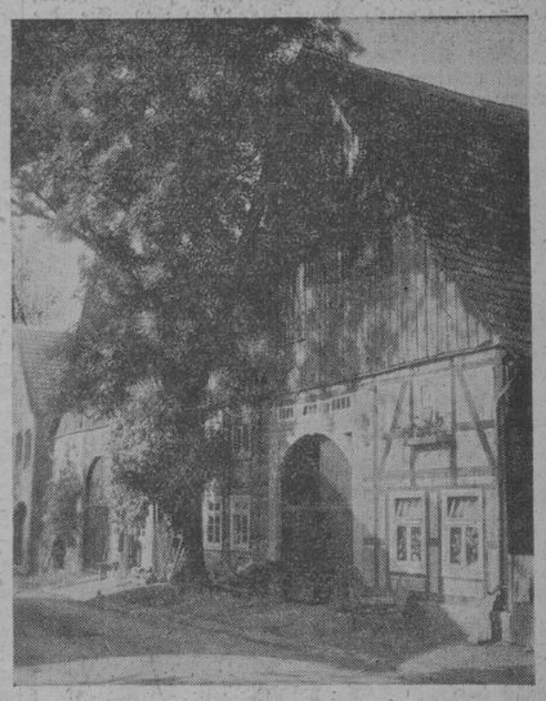
Allerdings wuchsen auch völlig neue und in sich geschlossene Landschaftsbilder, geschaffen durch Industrie und Technik. Denken wir doch nur an den Westen unserer Heimatprovinz. Dort ragen die technischen Bauwerke in den Himmel, der nachts vom Feuer der Hochöfen rot aufleuchtet. Dort hat sich die neue Zeit festgesetzt, deren Rhythmus angegeben wird von hämmernden und surrenden Maschinen. Sie hat aus dem Lande die Ruhe und die freundliche Behäbigkeit vertrieben, wie sie uns im „Oberhof" eines Immermann entgegentritt. Fauchende Eisenbahnen, klingelnde Straßenbahnen, Hast und geschäftige Eile haben dafür ihren Einzug gehalten. Dort hat sich auch grau in grau die Großstadt ausgebreitet, ein Steinmeer, in dem ein Haus dem andern gleicht, in dem die Menschen treiben, ohne einander zu kennen, wo nichts an den glatten Steinfassaden der Häuser auf den Sinn, auf die Persönlichkeit ihrer Bewohner deutet.

Wie anders ist es doch dort in den ländlichen Gegenden Westfalens, wo aus dem anmutigen Bilde der Landschaft freundliche Höfe, verträumte Dörfer und Kleinstädte grüßen. Da ist nichts, was uns durch seine Wucht erdrückt, nirgends deutet auch nur eine Spur auf Ueberheblichkeit und Unechtheit hin. Echte, bodenständige Handwerkskunst tritt uns entgegen an den Torbalken und in der Ornamentik des Fachwerks. Der Künstler des Dorfes hält sich fern von gewagten Experimenten, er kennt seine Leistungsfähigkeit und erzwingt nichts, was über ihren Rahmen hinaus nur unecht und fremd wirken müßte. Was das Land dem Menschen bietet, das nimmt er dankbar an zur Gestaltung seiner Heimstätte. Die Steine des Feldes geben ihm das Fundament seines Hauses, die Eichen des Kamps das Holz für Balken und Fachwerk und der Boden den Lehm, mit dem er die Wände aufführt. So wächst das Haus aus der heimatlichen Erde, ist Teil von ihr, wie Bauer und Scholle eine Einheit bilden. Und dieses Haus ist der Niederschlag der Seele der Menschen, die es erbauten und bewohnen. — Sieh' dir das Haus an, und du erkennst den Wirt! Den frommen Sinn der Bauern lesen wir von ihren Häusern. Die Balken sind geschmückt mit den Initialen der heiligen Familie und denen der heiligen Agatha, unter deren Schutz der Bauer sein Hauswesen und seine Familie stellt. Die Inschriften über den weiten Deelentoren sind fromme Gebete, in denen der Bauer zum Himmel fleht, um Schutz gegen Krankheit und Gefahr, gegen Wetterschlag und Feuersbrunst zu erbitten. Stolz künden aber auch die Schriftzeichen von den Gründern des Hofes, nennen uns die Jahreszahl der Familiengründung und der Erbauung des Hofes, oder nach einer Feuersbrunst die Jahreszahl der Wiedererrichtung des Hauses. So reden die Balken der Bauernhäuser eine beredte Sprache, wenn wir sie nur hören wollen und uns Zeit und Muße nehmen, einmal in ruhigem Wanderschritt mit offenen Sinnen durch die Dörfer unserer Heimat zu gehen.

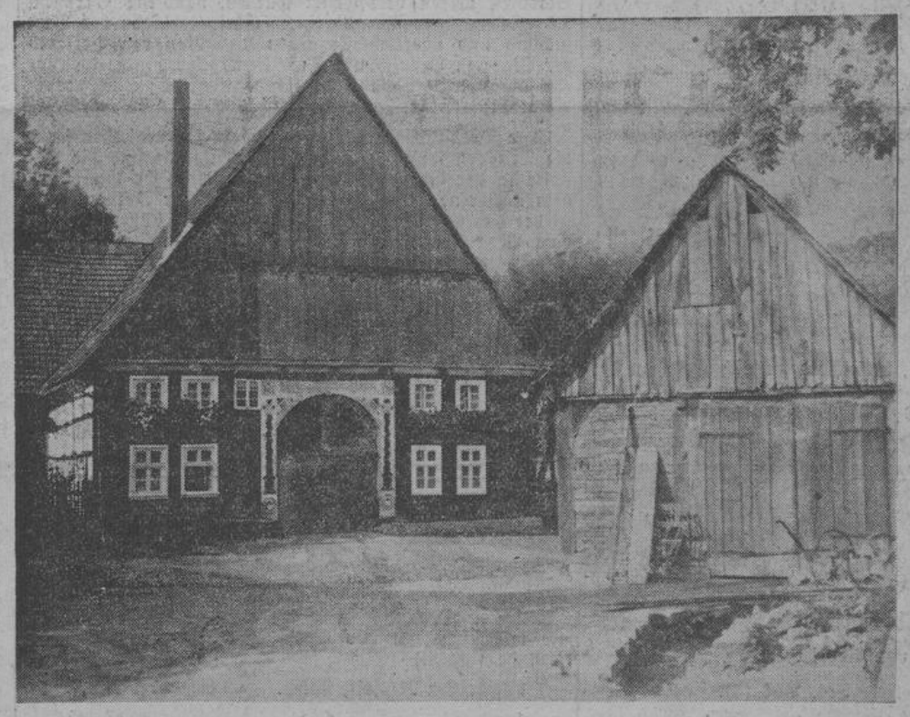
Gerade das ostwestfälische Siedlungsgebiet im alten Hochstift Paderborn birgt in seinen stillen Dörfern einen Reichtum an Schätzen solcher bäuerlichen Kunst, die grundverschieden ist zu der im Süden Deutschlands, wo die Häuserfronten buntbemalt und mit Fresken aus der Geschichte des Ortes oder mit biblischen Darstellungen geschmückt sind. In der norddeutschen Landschaft, also auch hier im Paderborner Land, finden wir dagegen, ganz dem strengen und gemessenen Charakter unseres Stammes entsprechend, eine straffe und an altgermanische Formen anlehnende Ornamentik und Symbolik im Balken- und Torschmuck unserer Bauernhäuser. Auch tritt bei uns an die Stelle des in Süddeutschland als Schützer gegen Feuersnot verehrten heiligen Florian meistens die heilige Agatha. Das schließt nicht aus, daß auch an Bauernhäusern unserer Gegend gelegentlich der in Süddeutschland viel geläufigere Balkenspruch zu lesen ist:

„Ich bitt' dich, heiliger Florian,
Verschon' mein Haus, zünd' andre an!"

Viel stärker aber sind jene Sprüche vertreten, wie sie schon erwähnt wurden, die sich auf die Familie des Hofbauern und sein Verhältnis zur Umwelt beziehen, Bitten um gute Nachbarschaft, Erinnerungen an Dorfereignisse und Worte, die uns schon bei unserem Eintritt ins Haus mit der Persönlichkeit des Hofsassen vertraut machen. Einfacher, stilvoller Muschelschmuck und Blumenornamente, auch alte Runenzeichen heben sich in frohen Farben aus dem strengen Braun der eichenen Balken, auf denen das Haus sicher ruht, Generation um Generation überdauert, und einem großen und stolzen Bauerngeschlecht Heimat ist.



Haus Nr. 75 in Bredenborn



Haus Nr. 48 in Bredenborn



Haus d. Gemeindevorstehers in Münsterbrock

Aufnahmen: P. Michels-Paderborn,
Text: Josef Fischer-Hermann.

Heitere Welt.



Hochtourist.

Sie: „Liebling, als ich dich den steilen Gipfel herunterklettern sah, zerriß es mir das Herz!"

Er: „Und mir die Hose!"

*

Das half.

Der Arzt kam zu Frau Wolter und fragte: „Nun, liebe Frau, wie geht's Ihrem Mann? Haben Sie die Temperatur gemessen, wie ich sagte?"

„Jawohl, Herr Doktor," antwortete Frau Wolter, „ich habe bei unseren Nachbarn ein Barometer geliehen und es meinem Mann auf den Magen gelegt. Und wenn es auf „Sehr trocken" stand, habe ich ihm eine Flasche Bier gegeben . . . und jetzt ist er wieder gesund!"

*

Auf dem Hof.

„Hören Sie, Lina, Sie könnten den Teppich wirklich etwas stärker klopfen!"

„Aber, gnädige Frau — dann staubt es ja so!"

*



„Na, Vatter Humpel, bettelste denn nich mehr an der Kirche?"

„Nee, nee, den Platz hab' ich meinem Schwiegersohn als Mitgift gegeben."

Die Gattin.

„Was man auch über meinen Mann sagen kann, ein Lügner ist er jedenfalls nicht!"

„So, so!"

„Als wir verlobt waren, pflegte er immer zu sagen, er wäre nicht gut genug für mich — und das beweist er jetzt jeden Tag!"

*

Rege Korrespondenz.

„Ihr Untermieter bekommt ja furchtbar viele Post! Sind das alles Briefe von jungen Damen?"

„Nein, Frau Nachbarin . . . Herr Ludwig ist ein ordentlicher Mensch . . . das sind nur unbezahlte Rechnungen!"

*

Auch ein Dank.

Onkel Theodor war ein paar Tage zu Besuch gewesen; beim Abschied schenkte er seinem Neffen einen Fünfzigmarkschein. „Paß gut auf," ermahnte er ihn, „und denke immer an das alte Wort „Ein Tor und sein Geld sind leicht zu trennen!"

„Gewiß Onkel, ich werde schon achtgeben," antwortete der junge Mann und betrachtete liebevoll den Schein, „ich danke Dir trotzdem, daß Du Dich so leicht von dem Gelde getrennt hast!"

Skandal am Iselberg

VON PER SCHWENZEN

Ich habe sie mitgemacht. Im Theater. Es war die grauslichste Theaterschlacht, die ich je erlebt habe.

Ort der Handlung war der Iselberg, aufgebaut aus zahlreichen Podesten auf der Bühne eines mittleren Stadttheaters.

Jeder Krieg und somit jede Schlacht hat aber ihre politische und diplomatische Vorgeschichte, und so auch diese. Es war in der Inflationszeit, als eine Entwertung nicht nur der Mark, sondern aller fester Begriffe das arme Deutschland wie ein Fiebertaumel erfaßt hatte. Der würdige Direktor unseres kleinen Theaters war zu der zeitgemäßen Erkenntnis gekommen, daß man seine Finger in möglichst vielen Unternehmungen auf einmal haben müsse, und daß man mit einer Klappe sehr viele dumme Fliegen auf einmal schlagen könne. Er war nicht nur Pächter des von der Stadt subventionierten Theaters, sondern nebenbei stark im Kohlenhandel interessiert. Die Subventionshöhe war durch gewisse Leistungen festgelegt, so hatte sich der Magistrat unter anderem verpflichtet, für die Beheizung des Hauses aufzukommen. Der Koks- und Kunstdirektor ließ nun aus eigenen Beständen und für städtische Rechnung derartige Koksmengen anfahren, daß die Keller nicht ausreichten. Die Koksmengen wurden auf dem Hof aufgeschüttet. Der Zugang zum Bühneneingang wurde durch Bretterverschläge gesichert, wir gingen wie durch den Laufgraben einer Befestigung zu unserer Wirkungsstätte, links und rechts türmten sich schwarze Hügel über unseren Köpfen. Außerdem war dieser merkantil so bewegliche Musenverwalter an einer Schokoladen- und Marzipanfabrik beteiligt, die als gefährlichstes Produkt eine Mandelschokolade herstellte, ein unheimliches Konglomerat aus Kakao und parfümierter Seife. Der Oberspielleiter und einige Operettenkräfte schienen Aktien in diesem Unternehmen erworben zu haben, denn im Konversionszimmer, Theaterbüro, in den Kulissen und der Direktionsloge wurde mehr von Marzipan und Schokolade geredet als von Auftritten, Aktschluß und Vorhang. Und so — wie überall, wo sich die Geister scheiden — entstanden hier zwei gegnerische, wider einander in Haß und Verachtung verschworene Parteien „Hier Marzipan — hier Thalia!"

Alle Mitglieder des Ensembles waren gezwungen, Stellung zu nehmen, entweder kauften sie dem Inspizienten, der mit der Hausvertretung der Süßwaren betraut war, etwas ab, oder sie bekannten sich zu unserer Opposition der handelsfeindlichen Kunstpartei — alles in allem: eine tragikomische Parodie auf den Parlamentarismus.

Wir spielten „Volk in Not" von Schönherr. Viele Statisten waren verpflichtet worden, handfeste Burschen, Mitglieder eines Turnvereins. Einige erlagen der Versuchung und übernahmen gegen Provision den Vertrieb der Ware in Berufs- und Familienkreisen, einige bekannten sich zum Standpunkt der Opposition, daß eine Probebühne keine Markthalle sei.

Der Oberspielleiter leitete wie ein General, der schon die Truppen seinen Zügeln entgleiten fühlt und die Revolte in der Gichtzehe spürt, die Proben. Er spielte zudem noch eine große Rolle. Zumal in der Iselbergszene, in der das ganze männliche Ensemble in Schützenkette auf dem Berg liegt und in dem Dialog rhythmisch durchlöcherndes Schützenfeuer auf die stürmenden Franzosen unterhält, hatte er einige bedeutsame Sätze. Seine Regie zielte vornehmlich darauf ab, daß ja nicht ein verirrter Schuß in seine wohlgesetzte Rede platzte. Der unsichtbare, nur akustisch deutlich zu machende Teil der Franzosen war etwas zu kurz gekommen, da fast alle Statisten auf der Bühne benötigt wurden. Dafür aber trabte der geschäftstüchtige Direktor persönlich wie ein Wiesel hinter dem Rundhorizont und markierte die französischen Angriffstruppen mit schneidigem en avant! Er galoppierte, daß die Rockschöße flogen und verfiel mitunter in einen leichten Linksgalopp, scheinbar war er der Auffassung, daß die Franzosen den Iselberg damals mit Kavallerie bestürmt hatten.

Wir lagen mit Karabinern im Anschlag auf die Füße des Direktors, die unter dem Rundhorizont sichtbar waren. Die Schüsse wurden auf den Proben jeweils durch das Knacken des Hahnes angedeutet. Zur Generalprobe verausgabte der Inspizient aus dem verschlossenen Requisitenschrank an jeden Darsteller die genaue Anzahl Platzpatronen, die auf die festgelegten Stichwörter hin zu verfeuern waren. Alles klappte. Wir brachten in mehr oder weniger haarsträubendem Dialekt unsere Tiroler Kraftrepliken und feuerten. Feuerpausen traten immer dann ein, wenn der Oberspielleiter einen seiner fulminanten Sätze, dem Feinde abgewandt, ins Parkett donnerte.

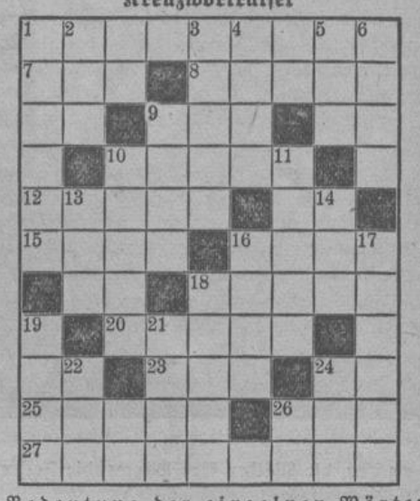
Die Première stieg. Ein verwegenes Mitglied der Opposition brachte einen teuflischen Plan zur Ausführung. Mit einem Nachschlüssel erbrach er den Requisitenschrank und lieferte uns die gesamte, für acht Vorstellungen bestimmte Munition aus. Der Oberspielleiter, dem der Inspizient noch kurz vor Aktbeginn schlotternd Meldung erstattete, schäumte. Eine Kiste Nußriegel wurde auf die Ergreifung des Täters ausgesetzt. Da erklang auch schon das Gongzeichen: die feindlichen Parteien, todverschworene Standschützen, mußten eiligst auf den Iselberg hinauf. Der Sturm brach los. Kaum setzte der Oberspielleiter zu einem seiner schönen langen Sätze an, schon knallten unsere Karabiner los, riß ein ohrenbetäubendes Schützenfeuer jedes Wort in Fetzen. Es krachte, ballerte und donnerte aus der Wölbung des Bühnenhauses mit fürchterlichem Echo zurück, sodaß Darsteller und Publikum taub zu werden drohten. Wir knallten munter in den Rundhorizont hinein . . . schnell . . . schneller, so schnell es eben ging — und es ging sehr schnell. Pulverdampf zog von der Bühne über das verdeckte Orchester ins Parkett. In den Schießpausen hörten wir das heftige Husten und Niesen, das sich langsam bis ins zweite Parkett fortpflanzte. Die ersten Reihen begannen bereits fluchtartig ihre Plätze zu räumen. Frauen schrieen auf, Männer lachten und schimpften, einige Kriegsteilnehmer begeisterten sich an den kriegerischen Detonationen und schrieen uns fröhliche Kommandos zu. Allmählich aber begann das ganze Parterre zu wogen, wie eine in Unordnung, aus der Moral geratene Truppe, wie ein bewegter Spiegel, der plötzlich bricht und splittert. Schon blitzte das Licht durch die Spalten der geöffneten Parterretüren — der Feind, der falsche Feind, der in unserem Rücken floh. . .

Immer noch rannten die Füße des Direktors unter dem Rundhorizont — ängstlich sprangen sie hierhin und dorthin, als befürchteten sie, das Ziel der sinnlosen Schießerei zu sein. Jetzt wußte sich der Oberspielleiter keinen Rat mehr. Er schluckte die zweite Hälfte seines Satzes, den so wie so kein Mensch vernommen hätte, männlich herunter und ging ab, ging auf die Hinterbühne, um die dort harrende kleine Abteilung Statisten in französischer Uniform, die gemäß der Handlung gegen Aktschluß die Bühne stürmen und zurückgeschlagen werden sollten, zu vorzeitigem Angriff gegen uns hinauszuschicken. „Nehmt den Schauspielern die Gewehre weg!" hatte er ihnen gesagt, „zeigt, daß ihr Sportler seid!" Und dann waren die Franzosen gestürmt. Mit Elan und deutschem Turnerschneid! Aber auch wir waren — Tiroler im Kriegsrausch — nicht von Pappe. Es begann eine wunderbare Holzerei, deren Verlauf das Publikum im Einzelnen nicht verfolgen konnte, da das Streitgewoge im Pulvernebel dunkel und verschwommen vor sich ging wie der Kampf der Götter und Asen in Niflheim. Nein, wir ließen uns die Gewehre nicht von Statisten entreißen...

Da ließ der Inspizient den Vorhang fallen, der „Eiserne" kam nach. Wir erwachten wie aus einer Verzauberung, aus einem Rausch. Und zwar so begeistert wir in diesen Kampf am Iselberg gezogen waren, so kleinlaut und beschämt war uns jetzt zu Mute — denn diese glatte Sabotage war keineswegs unsere Absicht gewesen, und vor allem hatten wir das Publikum nicht brüskieren wollen. Gottseidank, die Karten behielten ihre Gültigkeit. Der Theaterdezernent der Stadt indessen beschäftigte sich eingehender mit dem Skandal am Iselberg. Und wenn auch ein paar schwere Verwarnungen an die Schützen ergingen, so hatte die Sache doch ihr Gutes. Es wurde hinter die Zustände, Unregelmäßigkeiten und allzu süßen Vorkommnisse gehakt, und im nächsten Jahre sah alles sehr anders aus. Der Pulverdampf der Revolte hatte die Atmosphäre des Theaters gereinigt.

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 außergewöhnliche Reisegelegenheit, 7 Drehpunkt, 8 Leibtruppe, 9 türkischer Titel, 10 Friseur, 12 Blume, 15 Stadt in Nordamerika, 16 Blutbahn, 18 Teil des Zirkus, 20 Stammformation, 23 abessinischer Häuptling, 25 Raubvogel, 26 Charaktereigenschaft, 27 Südfrucht;

b) von oben nach unten: 1 Handmaß, 2 Flüßchen in Baden, 3 Apostel der Grönländer, 4 Wut, 5 männlicher Vorname, 6 Schweizer Universität, 9 Schiffahrtszeichen, 10 Augenaufschlag, 11 Schiffsgerät, 13 mechanische Arbeitseinheit, 14 asiatische Münze, 16 griechischer Gott, 17 Signalgerät, 18 Stadt in der Türkei, 19 Gebirgsrücken, 21 Stadt in Neurumänien, 22 weiblicher Vorname, 24 Ansturm. 33007

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels.

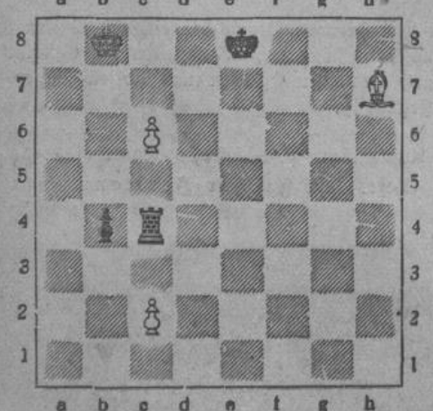
a) 1. Stint, 4 Sild, 7 Aida, 8 Stier, 9 Ingo, 11 Marne, 13 Edam, 15 Inri, 18 Erde, 21 Esse, 23 Rogen, 26 Gnom, 27 Hauer, 28 Eros, 29 Tran, 30 Knute; — b) 1 Salm, 2 Titan, 3 Nain, 4 Stoer, 5 Lena, 6 Drama, 10 Neid, 12 Rees, 14 Ding, 16 Nero, 17 Hecht, 19 Regen, 20 Helot, 22 Saar, 24 Omen, 25 Nase.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Endspiel von Adolf Herberg.

Schwarz: Ke8, Tc4, Bb4 (3).



Weiß: Kb8, Lh7, Bc2, c6 (4).

Weiß am Zuge gewinnt.

★

Bücherschau.

Soeben erschien im Schachverlag Hans Hedewigs Nachf., Leipzig C 1, Deutsche Schachzentrale:

Artige und unartige Kinder der Schachmuse (Caissens Spätlinge). Ein philosophisches Erbauungsbüchlein mit 26 Diagrammen, von Prof. Dr. Josef Krejcik. Preis 1,50 RM., 56 S.

Das Büchlein will dem sonst nur ernsthaft grübelnden Schachspieler zeigen, daß man dem Schachspiel auch eine heitere Note abgewinnen kann. In sprachlich gewandter und witziger Form setzt uns der Verfasser „Dichtung und Wahrheit" im Schachspiel in recht unterhaltsamer und humorvoller Weise vor. Das Büchlein kann deshalb allen Schachfreunden, die sich einige unterhaltsame Stunden der Muße gönnen wollen, nur bestens empfohlen werden.

★

Partie-Schach.

Partie Nr. 81. Mittelgambit.

(Das folgende reizvolle Kabinettstückchen glänzender Kombinationsgabe entnehmen wir mit den Glossen dem in unserer heutigen Bücherschau besprochenen Büchlein: „Artige und unartige Kinder der Schachmuse." Die Partie wird sicherlich das Entzücken aller unserer Schachfreunde finden.)

Weiß: Dr. Krejcik, Wien.	Schwarz: N. N.
1. e2—e4	e7—e5
2. d2—d4	e5×d4
3. Dd1×d4	Sb8—c6
4. Dd4—e3	g7—g6
5. Lc1—d2	Lf8—g7
6. Sb1—c3	Sg8—e7
7. 0—0—0	0—0

Bis hierher hat Schwarz nach berühmten Mustern gespielt. Jetzt aber macht er den schätzbaren Versuch, eigene Wege zu wandeln.

8. f2—f4	a7—a6

Um mit b7—b5 und Lc8—b7 eine ruhige Entwicklung anzubahnen oder gelegentlich mit b5—b4 einen Bauernsturm zu inszenieren. Der Plan ist nicht übel.

9. Sg1—f3	f7—f5?

Nun wird der eben angedeutete Plan unausführbar. Schwarz geht forciert zugrunde.

10. Lf1—c4+	Kg8—h8
11. Sf3—g5	Dd8—e8
12. e4×f5!	

Damit gewinnt Weiß ein wertvolles Tempo (g2—g4).

12. . . .	Tf8×f5

Auf 12 . . . . Se7×f5? würde Weiß nach 13. De3×e8 die Qualität gewinnen. Besser war aber 12 . . . . g6×f5, wenngleich damit Lc8 vom Felde h3 dauernd abgeschnitten bliebe.

13. g2—g4	Tf5—f8
14. De3—h3	h7—h6
15. Th1—g1!!	

Die Riesenstärke dieses unscheinbaren Zuges offenbart sich später.

15. . . .	b7—b5

Endlich kann Schwarz den alten Plan aufnehmen; aber jetzt ist es bereits zu spät.

16. Sc3×b5!!	

Ein Opfer von außerordentlicher Tiefe und Schönheit.

16. . . .	ab×b5
17. Ld2—c3!	

Augenscheinlich darf Schwarz weder b5×c4 noch Lg7×c3 spielen, da Dh3×h6+ folgen würde.

17. . . .	h6—h5

Mit 17. . . . Sg8 entgeht Schwarz nicht seinem Schicksal. Man beachte die folgenden Varianten: 18. Td1—e1! 1. 18. . . . . Sc6—e7; 19. L×g7+, K×g7; 20. L×g8!, K×g8; (T×g8, 21. Dc3+ gewinnt); 21. D×h6, Tf7; 22. Tg3!!, Df8; 23. S×f7!!, D×f7 (K×f7, 24. Dh7+, Ke8 oder Dg7; 25. Tge3 oder T×e7+ gewinnt); 24. Th3, Dg7; 25. D×D+ gewinnt. Das ist die tiefste Variante der ganzen prachtvollen Partie. 2. . . . . D×T+; 19. T×D, b×c4; 20. L×L+, K×L; 21. Dc3+, Sf6; 22. Se4, b5; 23. S×f6, b4; 24. D×c4, T×f6; 25. Te8 gewinnt. Falls 22. . . . . T×a2, so 23. S×f6, Ta1+; 24. Kd2, T×e1; 25. Sh5+, Kf7; 26. Df6+ nebst 27. Sg7 matt. Oder 22. . . . . g5; 23. f×g5, h×g5; 24. S×f6, T×f6; 25. Tf1 gewinnt.

18. Td1—d6!!!	

Das ist die Pointe des Springeropfers im 16. Zuge. Weiß droht in zwei Zügen Matt durch Db3×h5+ g6×h5; 20. Td6—h6 matt.

Der Zug Td1—d6 ist aber nicht bloß aggressiv; er lähmt auch die Entwicklung des feindlichen Damenflügels, indem er d7—d5 verhindert. Weiß gewinnt dadurch Zeit, zum entscheidenden Schlage auszuholen.

18. . . .	c7×b6

Auf Se7—g8 oder b5×c4 gewinnt Weiß bald durch 19. g4×h5.

19. g4×h5	g6×h5

Weiß kündigt Matt in acht Zügen an. Der Schluß ist prachtvoll. Doch könnte Weiß mit 23. Dh3—g3+ um zwei Züge früher zum Ziele kommen.

20. Lc3×g7+	Kh8×g7
21. Sg5—f7+	Se7—g6

Am besten; denn Kg7—f6 ist wegen Dh3—h4+ sofort verderblich.

22. Tg1×g6+!!	

Schon wieder ein Opfer und wieder völlig korrekt.!

22. . . .	Kg7×g6
23. f4—f5+	Kg6—f6
24. Dh3—h4+	Kf6×f5
25. Dh4—g5+	Kf5—e4
26. Sf7×d6+	Ke4—d4

Auf 26. . . . . Ke4—f3 folgt 27. Dg5—g3 matt. Ein Problemmatt.

27. c2—c3 matt.	

★

Partie Nr. 82. Französisch.

(Gespielt im Turnier um Westfalens Vorkämpferschaft am 7. 9. 34 in Siegen.)

Weiß: Rogmann, Bochum

Schwarz: Klein, Gelsenkirchen.

1. e2—e4	e7—e6
2. d2—d4	b7—b5
3. Sb1—d2	. . .

Am solidesten und aussichtsreichsten scheint immer noch die natürliche Springerentwicklung nach c3 zu sein.

3. . . .	c7—c5
4. d4×c5	Sb8—c6

Schwarz verzichtet auf die sofortige Rückgewinnung des Bauern c5 mittels 4. . . . L×c5 mit der gebräuchlichen Fortsetzung: 5. Sb3, Lb6; 6. Lb5+, Ld7; 7. L×L, D×L, 8. e×d, e×d usw. mit Aufstellung gegen den schwarzen Isolani.

5. Lf1—b3	Sg8—f6
6. e4×b5	e6×b5
7. Dd1—e2+	Lf8—e7
8. Sd2—b3	0—0
9. Lc1—g5	Tf8—e8
10. 0—0—0	a7—a5!

10. . . . Le7×c5 scheitert natürlich an 11. L×f6!

11. a2—a4	Lc8—b7
12. Lg5×f6?	. . .

Danach bekommt Schwarz sehr bald Oberwasser. Besser war die ruhige Weiterentwicklung mit 12. Sf3. Der Lg5 konnte gegebenenfalls zur Unterstützung des Bc5 nach e3 zurückgezogen werden.

12. . . .	Le7×f6
13. De2—f3	Sc6—b4

Die Konsequenzen dieses Springerzuges (Ba4 ist schlecht zu decken) hatte Weiß bei seinem 12. Zuge wahrscheinlich zu wenig in Betracht gezogen.

14. Ld3—h5	. . .

Besser war es nunmehr schon, den Bauern auf a4 zu opfern; auf den Textzug sprengt der schwarze a-Bauer in wenigen Zügen die weiße Königsstellung.

14. . . .	Ld7×b5
15. a4×b5	a5—a4!
16. Sb3—d4	Dd8—c7
17. Sg1—e2	Dc7×c5

Droht T×e2 usw.

18. c2—c3	a4—a3!!

Das gibt der weißen Stellung den Rest.

19. Kc1—b1	a3×b2!
20. c3×b4	Dc5×b4
21. Df3—d3	Te8—c8
22. Sd4—c6	Db4—a4

Enthält die Drohung Da2+ nebst b1D#.

23. Dd3×b5	b7×c6
24. b5×c6	Tc8×c6
25. Se2—c3	Tc6×c3

Aufgegeben.

Das Ende der Flucht

W. Somerset Maugham

Ich verabschiedete mich vom Kapitän und er wünschte mir viel Glück. Dann stieg ich auf das Unterdeck und schritt durch das Gewimmel von Eingeborenen, Malaien, Chinesen und Dyaken, weiter zur Treppe; ich blickte über den Schiffsrand und sah, daß mein Gepäck bereits im Boot war. Das große, plumpe Fahrzeug mit dem mächtigen, viereckigen Segel aus Bambusgeflecht war vollgestopft mit gestikulierenden Eingeborenen. Etwa drei Meilen trennten uns noch vom Ufer, und es blies eine steife Brise. Ich kletterte ins Boot und ergatterte einen Platz. Dann schaute ich zur Küste hinüber. Im üppigen Grün standen die Kakaobäume bis ans Wasser, und zwischendurch konnte man die braunen Dächer des Dorfes erkennen. Ein englischsprechender Chinese bezeichnete mir ein weißes Bungalow als den Wohnsitz des Distriktsbeamten. Ich trug ein Empfehlungsschreiben an ihn bei mir.

Als ich landete und man die Koffer neben mir auf den glitzernden Strand stellte, hatte ich ein Gefühl der Verlassenheit. Diese kleine Stadt an der Nordküste Borneos war ein recht entlegener Erdenwinkel, und der Gedanke, mich einem wildfremden Menschen mit der Ankündigung vorzustellen, daß ich unter seinem Dache wohnen und an seinem Tische essen wollte, bis mich das nächste Schiff an meinen Bestimmungsort brächte, dieser Gedanke genierte mich ein wenig. Aber ich hätte mir dieses peinliche Gefühl ersparen können, denn in dem Augenblick, als ich das Bungalow erreichte und meinen Brief eben hineinschicken wollte, trat er heraus. Ein starker, frisch aussehender, jovialer Mann von etwa 35 Jahren, der mich mit Herzlichkeit begrüßte. Während er noch meine Hand hielt, trug er einem Jungen auf, Erfrischungen zu bringen, und einen anderen hieß er nach meinem Gepäck sehen. „Ach Gott, Mensch, Sie wissen ja gar nicht, wie ich mich freue, Sie zu sehen. Glauben Sie doch nicht", so schnitt er mir das Wort ab, als ich Entschuldigungen vorbringen wollte, „daß ich Ihnen einen Gefallen erweise, wenn ich Sie aufnehme. Es ist gerade umgekehrt. Und bleiben Sie nur, so lange es Ihnen gefällt. Meinetwegen ein Jahr."

Ich lachte. Er legte seine Arbeit weg, wobei er mir beteuerte, daß er nichts zu tun hätte, was nicht ebensogut bis zum nächsten Tage warten könne. Dann warf er sich in einen Strecksessel. Wir plauderten und tranken und plauderten immer wieder. Als die Gluthitze des Tages nachgelassen hatte, machten wir im Dschungel einen langen Spaziergang. Nach dem Diner fühlte ich mich entsetzlich müde, und obwohl mein Gastgeber offenbar gewillt schien, die Unterhaltung die Nacht hindurch fortzusetzen, mußte ich ihn bitten, mich zu Bett gehen zu lassen.

„Einverstanden. Ich will gleich mal in Ihr Zimmer hinübersehen, ob alles in Ordnung ist."

Es war ein großes, nur spärlich beleuchtetes Zimmer mit Veranden auf zwei Seiten. In der Mitte stand ein riesiges Bett, von Moskitonetzen umgeben.

„Das Bett ist ziemlich hart", sagte mein Gastgeber, „macht Ihnen das etwas?"

„Nicht das allergeringste. Ich werde heute wie ins Wasser gefallen schlafen."

„Zuletzt hat ein Holländer drin geschlafen. Wollen Sie eine lustige Geschichte hören?"

Ich wollte eigentlich zu Bett gehen, aber er war schließlich mein Gastgeber, und da ich zuweilen selbst humoristische Anwandlungen habe, weiß ich genau, wie hart es ist, keine Zuhörer zu finden, wenn man eine amüsante Geschichte zum besten geben möchte.

„Auf seiner letzten Reise entlang der Küste kam er mit demselben Schiff, das Sie herbrachte, hier an; er trat in mein Büro und fragte nach dem Stationshaus. Ich erklärte ihm, daß es hier keines gäbe, daß ich jedoch nichts dagegen hätte, ihn unter meinem Dache zu beherbergen, falls er keine andere Unterkunft habe. Diese Einladung nahm er mit übergroßer Eile an. Ich forderte ihn auf, sein Gepäck holen zu lassen.

„Das ist alles, was ich habe", sagte er. Er zeigte mir einen kleinen, schwarzen Sack. Ich fand ihn wohl ein bischen armselig, allein es ging mich nichts an, und so sagte ich denn, er solle in das Bungalow gehen, ich würde nachkommen, sobald ich meine Arbeit beendet hätte. Während ich sprach, öffnete sich die Tür des Büros, und mein Sekretär trat ein. Der Holländer stand mit dem Rücken gegen die Tür, vielleicht auch hatte sie der Sekretär allzu rasch geöffnet. Wie dem auch war, der Holländer stieß einen Schrei aus, sprang etwa zwei Fuß hoch in die Luft und zog blitzschnell einen Revolver heraus.

„Was, zum Teufel tun Sie da?" rief ich.

Als er sah, daß es der Sekretär war, knickte er zusammen. Keuchend lehnte er sich gegen einen Schreibtisch und, auf mein Wort, er zitterte wie ein Malariakranker. „Entschuldigen Sie", sagte er, „das sind die verflixten Nerven. Meine Nerven sind entsetzlich."

„Es sieht ganz so aus", erwiderte ich. Ich war ziemlich kurz angebunden und, um die Wahrheit zu sagen, ich wünschte, ich hätte ihn nicht aufgefordert, bei mir zu wohnen. Er machte nicht den Eindruck, als ob er zu viel getrunken hätte. Ich fragte mich im stillen, ob es etwa von der Polizei gesucht werde. Wenn dies der Fall ist, so sagte ich mir, wird er wohl kaum so verrückt sein, und in die Höhle des Löwen laufen.

„Es wäre wohl besser für Sie, wenn Sie zu Bett gingen", meinte ich.

Er entfernte sich, und als ich zu meinem Bungalow kam, sah ich, daß er ganz ruhig, aber pfeilgerade auf der Veranda saß. „Warum sitzen Sie denn just in der Mitte?" fragte ich ihn. „Sie würden es in einem Strecksessel bequemer haben."

„Ich sitze lieber. Ich bin nie gern zu nahe einer Wand."

Komisch, dachte ich, aber wenn ein Mensch bei dieser Hitze lieber sitzt als liegt, so ist das eben Geschmacksache. Er war ein ziemlich großer, derb gebauter Mann von etwa 40 Jahren. Das, was mir am meisten an ihm auffiel, war sein Gesichtsausdruck. Es war etwas in seinen Augen, das mich völlig erschreckte. Und dann hatte er eine Art, schnell über die linke Achsel zu schauen, so, als hörte er etwas. Zweifellos war er sehr nervös. Nachdem wir ein paar Gläschen getrunken hatten, begann er zu plaudern. Ich muß zugeben, daß er glänzend zu erzählen wußte. Er hatte die ganze Welt bereist und sehr viel gelesen. Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören. Schließlich erzählte er auch, warum er gekommen war. Eine eigentümliche Geschichte."

Mein Gastgeber hielt inne und blickte mich mit leicht geöffnetem Munde an, als machte ihn das Sonderbare in der Erinnerung abermals betroffen.

„Er kam von Sumatra, dieser Holländer, und hatte einem Atchinesen dort irgendetwas angetan, und der Atchinese hatte geschworen, ihn zu töten. Erst nahm er die Sache leicht, aber nachdem der Mensch gezeigt hatte, daß es ihm mit seiner Absicht bitter Ernst war, beschloß er, eine zeitlang vom Schauplatz zu verschwinden. Er fuhr nach Batavia und wollte sich's da gut gehen lassen. Doch kaum war er eine Woche dort, als er den Menschen an einer Mauer entlang schleichen sah. Er war ihm tatsächlich gefolgt! Das sah wirklich nicht lustig aus. Der Holländer fand, daß das schon über den Spaß ging, und verduftete nach Surabaya. Sie wissen ja, wie die Straßen dort von Menschen wimmeln; eines Tages nun, als er dort herumschlenderte, wendete er sich zufällig um und sah den Atchinesen ruhig hinter sich hergehen. Da gab es ihm einen Ruck. Er begab sich schnurstracks in sein Hotel, packte seine Sachen und fuhr mit dem nächsten Schiff nach Singapore. Wie alle Holländer, stieg er natürlich im „Van Wyk" ab. Eines Tages aber, als er im Hof gegenüber vom Hotel saß, kam der Atchinese mit größter Unverfrorenheit heran, blickte ihn eine Minute lang an, dann entfernte er sich wieder. Der Mensch hätte ihn damals mit seinem Dolch durchbohren können, er wäre nicht imstande gewesen, einen Finger zu seiner Verteidigung zu rühren. Der Holländer wußte, daß der Mann nur den richtigen Moment abwartete, um ihn zu töten. Das stand deutlich in seinen Augen geschrieben. Den Holländer ließen die Nerven im Stich."

„Aber warum wendete er sich nicht an die Polizei?" fragte ich.

„Das weiß ich nicht. Ich glaube, er wollte nicht, daß die Polizei die Nase in die Sache steckt."

„Was hatte er denn dem Manne getan?"

„Auch das weiß ich nicht. Er wollte mir's nicht sagen. Allein nach der Art, wie er mich ansah, als ich ihn darum fragte, vermute ich, daß es etwas ziemlich Faules war. Er muß gewußt haben, daß, was immer der Atchinese gegen ihn plante, wohlverdient war."

„Der Kapitän des zwischen Singapore und Kuching verkehrenden Dampfers wohnt, wenn er an Land geht, regelmäßig im „Van Wyk", fuhr mein Gastgeber fort. „Der Holländer meinte nun eine glänzende Gelegenheit zu haben, dem Menschen zu entwischen; er ließ sein Gepäck im Hotel und ging mit dem Kapitän, ihn scheinbar begleitend, zum Schiff hinunter. Er verließ dieses jedoch nicht mehr, sondern fuhr gleich mit nach Kuching. Dort fühlte er sich ziemlich sicher. Nur schlafen konnte er nicht. Er träumte von diesem Menschen und immer wieder fuhr er aus dem Schlafe auf, weil er sich einbildete, daß ihm die Kehle von einem Dolch durchschnitten werde. Er tat mir wahrhaftig leid. Während er mit mir sprach, zitterte er am ganzen Leibe, und seine Stimme war heiser vor Schrecken. Eines Tages, als er im Klub von Kuching saß, blickte er aus dem Fenster und sah draußen den Atchinesen. Ihre Augen begegneten sich. Der Holländer sank in sich zusammen und fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, war sein erster Gedanke: fort. Das einzige Schiff, das ihm die Möglichkeit dazu bot, war jenes, das auch Sie herbrachte. Er war sicher, daß der unheimliche Mensch nicht mit an Bord war."

„Aber was veranlaßte ihn, gerade hierher zu kommen?"

„Wie Sie wissen, läuft das Schiff ein Dutzend Orte an der Küste an. Daß es ihn hier absetzen würde, konnte er nicht mutmaßen. Denn er hatte sich zur Abreise erst entschlossen, als er sah, daß es nur ein einziges Schiff gab, das Passagiere mitnahm. Mehr als zwölf Personen fuhren damals nicht auf dem Dampfer. „Hier werde ich jedenfalls eine zeitlang sicher sein", mit diesen Worten nahm er meine Einladung an. „Und wenn ich nur eine Weile in Ruhe leben kann, werden meine Nerven schon wieder in Ordnung kommen."

„Bleiben Sie, so lange es Ihnen gefällt", sagte ich, „hier sind Sie unter allen Umständen gut aufgehoben, bis das Schiff nächsten Monat wiederkommt. Und wenn Sie wollen, werden wir uns dann die Leute, die das Schiff verlassen, ansehen."

Er umarmte mich. Ich konnte sehen, wie er erleichtert aufatmete. Es war ziemlich spät, so schlug ich vor, ins Haus zu gehen. Ich führte ihn in sein Zimmer und sah nach, ob alles in Ordnung war. Er versperrte die Tür des Badehauses und verriegelte die Läden, obwohl ich ihm sagte, daß hier keine Gefahr zu fürchten sei. Und als ich ihn allein gelassen hatte, hörte ich, wie er die Tür hinter mir versperrte.

Am nächsten Morgen, als mir der Junge den Tee brachte, fragte ich ihn, ob er den Holländer geweckt habe. Er sagte, er wolle es gleich tun. Ich hörte ihn klopfen und wieder klopfen. Komisch, dachte ich. Der Bursche hämmerte an die Tür, aber es kam keine Antwort. Ich wurde ein bischen nervös und stand auf. Ich begann gleichfalls zu klopfen. Unser Lärm hätte einen Toten lebendig machen können, allein der Holländer schlief weiter. Dann drückte ich die Tür ein. Die Moskitonetze waren um das Bett herum nett eingezogen. Ich schlug sie zurück. Mit weit geöffneten Augen lag er auf dem Rücken. Er war mausetot. Ein Dolch lag über seiner Gurgel, und, Sie mögen sagen, daß ich ein Lügner bin, aber ich schwöre, an seinem Körper war keine einzige Wunde zu sehen. Das Zimmer war leer. Komisch, nicht wahr?"

„Nun, das kommt darauf an, was Sie unter komisch verstehen", erwiderte ich.

„Es macht Ihnen doch nichts, in diesem Zimmer zu schlafen, nicht wahr?"

„N—ein. Aber beinahe wäre mir's lieber gewesen, Sie hätten mir die Geschichte erst morgen erzählt."



Auf dem Wochenmarkt

Eine kleine Limousine

Von Bruno Manuel

Es begann damit, daß im Schaufenster eine entzückende kleine Limousine stand. Sechszylindrig, mit bezaubernder Linie. Die Beschläge verchromt, die Sitze herrlich gepolstert, Rückenfederung. Fingerdruckstarter und aller Komfort der Neuzeit. Kurzum, ein kleiner Salon auf Rädern.

Er veranlaßte die Passanten zum Stehenbleiben. Das war ein Wagen nach ihrem Geschmack. Kenner betrachteten ihn voller Hochachtung. Söhne wohlhabender Eltern träumten davon, ihn besitzen zu dürfen. Generaldirektorsgattinnen begehrten vormittags mit ihm durch die Straßen der Stadt zu eilen. Denn er war bestimmt und unwiderruflich ein Gedicht.

Nach einer Woche schon rollte er aus der Halle. Es begann der bekannte Schritt ins Leben. Er war verkauft. Die berechtigte Frage tauchte auf: an wen. Draußen wartete ein Herr mit weißen Gamaschen. Besaß er die geeignete Figur dafür? Was war er: Offizier, Diplomat oder Kaufmann? Wir, die wir jeden Morgen liebäugelnd an dem Schaufenster vorbeizogen, sehen den Wagen höchst ungern auf die Straße rollen. Hoffentlich kommt er in die richtigen Hände.

Der Herr mit den Gamaschen betrachtet gelassen das Manöver. Dann steigt er ein, drückt mit Gleichmut auf den Starter, wirft sich in die Polster und zischt graziös hinweg. Er fährt erst ein bißchen durch die Landschaft. Dann dreht er auf und horcht in die Maschine hinein. Er bewundert die Reinheit des Tones, den leisen Gang des Getriebes. Ihm gefällt die gute Lage in der Kurve und die Vorzüglichkeit der Schwingachsen. Das wäre so ein Wagen für Käte! Und er beschließt, ihn ihr zu schenken. Sie braucht sowieso einen. Selbstverständlich zum Vergnügen.

Es war ein erhebender Moment, als sie die Limousine überreicht bekam. Sie sagte „Vielen Dank!" und gab gleich zur Feier des Tages ein Fest. Abends durften ihre automobilistischen Freundinnen einmal ausnahmsweise mit ihr fahren. Aber nur ums Eck. Es gefiel den Freundinnen ausgezeichnet. Dem Eck weniger. Am schlechtesten aber der Limousine. Sie zog sich ein paar Hautabschürfungen zu, sowie eine Kontusion des linken Lungenflügels, und mußte in die Klinik.

Als sie wieder geheilt und ihr Aeußeres erneut mit der Farbe der Unschuld bestrichen war, wechselte sie bereits den Besitzer. Denn einen Wagen, mit dem ein Malheur geschah, soll man nicht behalten. Und sei er noch so schön. Käte sagte: „Ich bin zwar nicht abergläubisch. Aber kein anständiger Mensch möchte, daß ich mich da reinsetze." Das wollte der Herr mit den Gamaschen auch nicht.

So geschah es, daß der Wagen in die Hände des aufstrebenden Tenors geriet. Das Malheur wurde ihm selbstredend verschwiegen. Sänger sind eigenartige Menschen. Sie bekommen es fertig, das denkbar schönste Auto, nur weil es allzu unsanft gegen eine Mauer fuhr, nicht zu mögen.

Jetzt stand der Wagen allabendlich von acht bis elf vor der Oper und wartete, bis der Beifall der glühenden Verehrerinnern ausgeklungen und sein Gebieter abgeschminkt war. Dann fuhr er auf dem Umweg über einige Nachtlokale in den stillen Vorort, wo pensionierte Generale, Industrielle und Künstler wohnen.

Wohlgefällig rauschte er unter den Bäumen durch die Nacht. Auf seine schimmernde Motorhaube warf der Mond die irritierende Pracht vortrefflicher Glanzlichter.

Es kam eine Zeit der Gastspiele, wo sich auf der Gepäckbrücke die Koffer türmten. Hochtrabend und delikat raste der Wagen durch die Gegend. Allerdings auch etwas stark mit Staub bedeckt. Vor ihm lagen Konzertsäle und Opernhäuser. Hinter ihm bereits eine vierstellige Zahl von Kilometern sowie die Schönheiten Europas und viele amüsante Erlebnisse. Die Räder erklommen die Bergstraße der Dolomiten. Sie fielen herab zur italienischen Küste. Wühlten im Staub Dalmatiens und mußten des öfteren gewechselt werden. Dies wurmte den Tenor. Und als der Motor beim Ueberschreiten der Hohen Tatra auch eigensinnig zu klopfen begann, bereitete er sich langsam auf einen neuen Wagen vor. Er machte sich schon Gedanken darüber, wieviel PS und welche Form er haben müsse. Er ließ die Anschaffung vorerst aber bleiben und gab die Limousine in die Werkstatt. „Nicht wahr," fragte die Werkstatt, „Sie hatten mal einen kleinen Unfall? Die Kardanwelle ist nämlich etwas verbogen."

Nun war es aus. „Das muß meinem Vorgänger passiert sein," fluchte der Tenor. „Gemein, mir so was zu verschweigen!" Er hatte keine Angst, jedoch den Aberglauben einer Pythia. Und ließ sich noch am selben Tage ein Cabriolet vorführen. Aber ein nagelneues.

Die Limousine geriet an einen Rechtsanwalt. Ihr war es schon egal, wem sie gehörte. Sie verlor ihr leuchtendes Weiß und wurde grau gestrichen. Rot hoben sich die Polster ab. Jetzt führte sie ein Leben von vorbildlicher Pünktlichkeit. Morgens um acht kam ihr Gebieter in die Garage gestürzt, drückte auf den Starter und sauste im gestreckten Galopp ins Büro. Der Motor hackte immer noch ein bißchen. Viel war nicht mit ihm los. Aber schließlich hatte der Wagen auch nicht allzuviel gekostet.

Er blieb ein ganzes Jahr in festen Händen. Es wurde in ihm von nichts anderem als von Paragraphen gesprachen. Nur wenn ein Fahrgast das Schnaufen des Motors vernahm, sprach man auch von den Errungenschaften der Technik. Er fuhr sechsmal die Woche beim Kriminalgericht vor und manchmal sogar beim Zellengefängnis. Er beförderte Schriftsätze, schöne Klientinnen und, wenn es sein mußte, auch einen Betrüger. Als er noch im Schaufenster stand, hatte er sich zwar die Sache anders gedacht und gemeint, er sei zu Höherem geboren. Aber danach geht es nicht. Wie es kommt, wird es genommen. Ueber sein Leben könnte man eine Ballade schreiben.

Es wurden in der kleinen Limousine schon die rätselhaftesten Gespräche geführt. Auch war sie Zeuge von unschönen Ereignissen. Sie erinnert sich trauriger und heiterer Anlässe. Es wurde in ihr gelacht, aber auch viel Schwermut spazieren gefahren. Mit einem Wort: sie hat die menschliche Seele kennengelernt. Man ist mit ihr zum Begräbnis gefahren und noch am gleichen Abend auf einen Ball. Sie ist durch ein halbdutzend Hände gegangen und von unterschiedlichen Temperamenten gesteuert worden. Es haben schwerfällige Herren am Volant gesessen und junge Männer mit fiebernden Nerven. Und neben ihnen haben Frauen gesessen, Frauen aller Schattierungen: nachlässige und korrekte, bescheidene und unverschämte, besondere und gewöhnliche. Schade, daß eine Limousine kein Romanschriftsteller ist. Sie würde Bände erzählen.

Nach dem Rechtsanwalt diente sie einem Tierarzt. Nach dem Tierarzt einem Lampenhändler. Der Tierarzt raste wie der Teufel. Er hat sich sieben Strafmandate zugezogen. Der Lampenhändler fuhr vorsichtig und dennoch eine Frau über den Haufen. Das hat die kleine Limousine nicht unberührt gelassen. Sie mußte wahrhaftig viel erdulden in diesem kummervollen Dasein.

Unterdessen wurde sie immer älter. Und immer häufiger versagte ihre Kraft. Sie wurde operiert. Man hat in bester Absicht ihre edlen Teile erneuert. Die Kolben, die Pleuelstangen, die Zündkerzen. Doch täglich wiederholten sich ihre Gebrechen. Sie war erschöpft. Die Ventile wurden undicht, die Rollenlager wacklig, die Federn locker. Links um die Ecke, stop. Das war kein Leben, das war Krampf. Und es erhob sich die drohende Frage: wie lange noch? Ganz im Hintergrund winkte der Autofriedhof.

Zur Zeit dient sie noch einem Gemüsehändler. Und ihre Morgenarbeit ist der Weg zur Markthalle. Wo einst die parfümierten Frauen saßen, türmen sich jetzt Kohlrabiköpfe, Sellerie, Salat und Meerrettich. Als sie jung war, wurde sie preisgekrönt und für die Zeitungen photographiert. Dies ändert nichts daran, daß sie auf dem letzten Loch pfeift. Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Ueber kurz oder lang wird sie ausgeschlachtet, als ob sie ein Rindvieh wäre.



Eine Pfälzer Weinkönigin

Auf einem Winzerfest in Neustadt an der Haardt wurde eine Weinkönigin gewählt. Die Wahl fiel auf dieses hübsche, junge Mädel.

Unsere Saar 1935!

Ein neues Jahrbuch.

Immer näher rückt der große Schicksalstag des deutschen Saarvolkes. Blatt um Blatt des 100-Tage-Saar-Kalenders fällt. An 750000 Stellen erinnert er an die entscheidenden Tage des Endkampfes. Dieser 100-Tage-Kalender stellt ein Gemeinschaftswerk dar, dessen Erlös dem Winterhilfswerk der Saar zufließt. Er ist restlos ausverkauft.

Mit dem 13. Januar ist aber der Kampf noch nicht beendet. Erst dann werden die ganzen Probleme aufgerollt. Das ganze nächste Jahr wird noch im Zeichen der Saar stehen. Diesen Kampf auch vom Volke her zu unterstützen, dient das neue Werk, das in diesen Tagen zum Vertrieb kommen wird. Es ist das Jahrbuch „Unsere Saar 1935!"

Erprobte Kämpfer des Saarlandes, Arbeiter, Wirtschaftsführer, Journalisten und Künstler haben es geschaffen. In volkstümlicher Weise werden alle Fragen des Saarlandes behandelt, die das ganze Jahr 1935 beherrschen werden. Auch der Erlös dieses Jahrbuches — es kostet eine Mark — fließt dem Winterhilfswerk der Saar zu, das in der Hauptsache mit diesen Mitteln aufgebaut wird.

Darum ergeht wieder der Appell an das Volk und alle Parteidienststellen, Behörden und den Buchhandel, mitzuhelfen, daß dieses neue Jahrbuch jeden Volksgenossen an das Schicksalsjahr unserer Saar mahnt und ihn über ihre großen Aufgaben unterrichtet. Bestellungen werden sofort entgegengenommen. Auch die noch nicht ausgeführten Aufträge für den ausverkauften 100-Tage-Kalender werden mit diesem Jahrbuch beliefert. Es ist das einzige offizielle zugelassene Jahrbuch der Saar des ganzen Reiches.

Olympia-Vorbereitung.

Aufruf an sämtliche Vereine der Kreise Ahaus, Coesfeld, Steinfurt und Tecklenburg.

Anfang November d. J. weilt der Reichssportlehrer des Fachamtes für Leichtathletek im Gau Westfalen, um sich einmal über den Stand der Olympia-Vorbereitung zu informieren, in der Hauptsache aber, um die veranlagten jüngeren 100- und 400-m-Läufer festzustellen und zur späteren Schulung vorzumerken. Diese Leichtathleten sollen am

5. November 1934 in Münster

geprüft werden. Die Fahrtkosten werden vom Fachamt für Leichtathletik getragen (Olympia-Fahrschein).

Die Vereinsführer werden gebeten, die in Betracht kommenden Mitglieder dem Kreisführer für Leichtathletik, Bernhard Sparenberg, Gronau i. W., Friedrichstraße 31, umgehend, spätestens bis zum 1. November 1934 zu melden.

Die Meldungen müssen folgende Angaben enthalten: 1. Name des Vereins (genaue Anschrift), 2. Name des Veranlagten, 3. seine Anschrift, 4. Alter des Gemeldeten, 5. besondere Eignung (ob für 100- oder 400-m-Lauf?), 6. An welchen Veranstaltungen hat der Gemeldete teilgenommen? 7. Welche Zeiten hat der Gemeldete bereits erzielt?

Mitdeutschem Sportgruß Heil Hitler!

Der Kreisführer für Leichtathletik f. d. Kreis Steinfurt:
Bernhard Sparenberg.

Hamstern eine strafbare Handlung.

Die Deutsche Arbeitsfront, Bezirk Westfalen, teilt mit:

Es werden Klagen darüber laut, daß viele Volksgenossen in vollkommener Verkennung der wirtschaftlichen Lage in jüngster Zeit Waren des täglichen Bedarfs einhamstern, was sich leicht zum Nachteil auswirken könnte.

Es liegt absolut keine Veranlassung vor, irgendwelche Lebensmittel oder Bedarfsgegenstände in Mengen einzukaufen, denn unsere wirtschaftliche Lage ist in jeder Beziehung vollkommen gesund, und es sind Warenmengen aller Gattungen in großen Mengen vorhanden. Es ist selbstverständlich, daß durch gewissenloses Hamstern die Preise verteuert werden können und tatsächlich hierdurch Mangel an Waren zeitweise eintreten könnte.

Wir warnen daher Käufer wie Verkäufer, diesem Treiben weiter Vorschub zu leisten und ersuchen alle Volksgenossen, derartige Uebergriffe an die Dienststellen der NS. Hago unverzüglich zu melden, damit wir die Uebeltäter zur Rechenschaft ziehen können.

Es scheint sich hier wieder um Machenschaften derjenigen Elemente zu handeln, die unsere Aufbauarbeiten sabotieren möchten.

Wir hoffen, daß diese Warnung genügt, andernfalls sich die Urheber und Förderer der genannten Machenschaften die Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Statt Karten

Die Verlobung unserer Tochter Stephanie Du Mont mit Herrn Paul Kümpers beehren wir uns anzuzeigen

Heinrich Pössenbacher
und Frau Emily
geb. Mühlens

München, Zahnstraße 45

Meine Verlobung mit Fräulein Stephanie Du Mont beehre ich mich anzuzeigen

Paul Kümpers

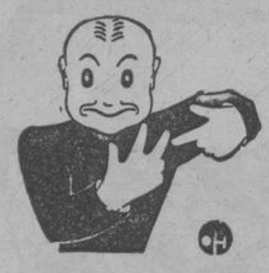
Rheine-Westfalen, Markt 14

Oktober 1934

Schwerhörige am Familientisch

kommen sich oft „ausgeschlossen" vor; denn sie vermögen den Familiengesprächen gar nicht oder nur mit großer Mühe zu folgen. — Benutzen Sie den unauffälligen, lautstarken und klangreinen Hörapparat „Overhage" und Sie hören ohne Mühe alles, was man spricht. Preis von RM. 27.— an. Vorführung unverbindlich, auch in Ihrem Hause. H 6

Optische Anstalt Overhage
Münster i. W., [5482
Prinzipalmarkt 3.



Erstens.... das Anschauen ist vollkommen unverbindlich für Sie.

Zweitens.... Sie nehmen wertvolle Anregungen für modernes Wohnen mit nach Hause und

Drittens.... es ist immer ein Vergnügen, einen kleinen Bummel zu machen durch das

Möbelhaus Heilborn
Münster i. W.,
Kuhstraße 14.
Sonderausstellung
Alter Steinweg 27a
Freie Autoanlieferung. [5438

Der neue **CITROËN**
FRONTANTRIEB UND SCHWINGACHSEN



GANZSTAHL-KAROSSERIE
HYDRAUL. BREMSEN
SCHWEBEDER MOTOR
PREIS AB WERK 3350.—

General-Vertreter [5492
Heinrich Röer, Münster
Bremer Straße. Telephon 417 65.

Alter Besitz in Warendorf!

Im Auftrage der Erben des verstorbenen Justizrats Blumberg verkaufe ich dessen im Mittelpunkt der Stadt Warendorf belegene

Hausbesitzung mit schönem Garten.

Der Besitz eignet sich sehr für Aerzte od. sonstige Praxis, aber auch für die Einrichtung jedlichen Geschäfts- und Handwerksbetriebes, weil ausreichender Platz vorhanden ist. Die Verkaufsbedingungen sind äußerst günstig. [5467

Fritz Schoneberg, Warendorf.



Essolub
VOLLSCHUTZ MOTOR OEL
STANDARD
BENZIN
STANDARD-TREIBÖL
TRAKTOR OEL-HEIZÖL
WASCH-UND PUTZÖL
MEHR ALS 18000 LAGER UND DEPOTS IN DEUTSCHLAND
DEUTSCH-AMERIKANISCHE PETROLEUM-GESELLSCHAFT

In ländl. Industrieort des Münsterlandes ist eine **gutgehende**

Gastwirtschaft mit vollständ. eingericht. Metzgereibetrieb

und guten Gebäuden, in günst. Lage gelegen, umständehalber unter günst. Bedingungen **zu verpachten bezw. zu verkaufen.** Offerten unter D 334 an die Anzeigenverwaltung der Zeno, Münster i. W. 5489

Olsberg-Öfen
DEUTSCHE WERTARBEIT

Cordes „125"
die elektrische Waschfrau
erleichtert die Arbeit, schont Ihre Gesundheit, spart Arbeit und Zeit!
Sie kostet R.M. 165.-
Fragen Sie
Fabrik: Wilh. Cordes Lette Bez. Minden

Junghennen
aus unserer Spezialzucht weißer Leghorn, liefert prompt und preiswert. [5499
Geflügelhof Palz,
Darfeld i. W. Fernruf 22.

Wir kaufen lfd.
Nußbaum-, Kirschbaum-, Pappel-, sowie sonstige **Rundhölzer** aus Privathand.
Lübke & Rolf, Rheda i. W.
Fernruf 631. 5485



Ihnen wird geholfen durch
Kemika-Rattengift.
Unschädl. f. Haustiere. Bequeme Anwendung. In Flaschen zu 1.25, 2,—, 3.50 und größer zu haben in den Apotheken des Münsterlandes. Falls nicht erhältl., wende man sich an den allein. Hersteller: **Kemika-Laboratorium Apoth. W. André, Bochum-Werne.**

Wer Bargeld hat — der schreibe heute!

Herren-Ballonrad RM. 40.— kompl.
Damen-Ballonrad RM. 44.— kompl.
Qualität, Garantie, ausf. Prosp. gratis!
E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede—Bielefeld 131

Wir machen es Ihnen möglich, für wenig Geld Ihr Heim behaglich und schön zu gestalten durch
Teppiche — Läufer
Gardinen u. Dekorationen
Teppichhaus Jeggle
Münster i. W. Salzstr. 24.

Schlank - jung - elastisch
durch Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee
regt den Stoffwechsel an, fördert die Ausscheidung und sorgt für gesunde Gewichtsabnahme. Jetzt auch als Drix-Tabletten. In Apotheken und Drogerien. v

---

Wollen Sie etwas mieten, pachten oder kaufen?
Zu vermieten?
Haben Sie etwas zu verkaufen?
Bedienen Sie sich der **Klein-Anzeige** in der **Zeno-Zeitung.**

Ausgelernter **Bäcker** findet Stellung in gut. Konditorei in Münster zur Ausbildung. Kost u. Wohnung frei. Angeb. unt. D 333 an die Ana.-Verw. der Zeno, Münster

---

Gesuche

Bess. perfektes **Alleinmädchen** vom Sauerland **sucht Stelle** in bess. Haushalt Off. unt. 2810 an den Zeit.-Verl. Lechte, Emsdetten.

Bewährtes Personal
finden Sie durch eine Kleinanzeige in den Zeno-Zeitungen.

Eine **Zeno-Anzeige** wird im ganzen Münsterland von kaufkräftigen Kreisen gelesen.



Sämtliche **Musikinstrumente** im [5078
Haus der Musik
Josef Viegener,
Münster i. W.,
Rosenstr.-Ecke.

Heißmangel
lohnen sich überall, auch in kl. Landorten, mit nachweisbar gut. Erfolg. — Hunderte Betriebe eingerichtet. Näheres **Johs. Isselburg,** Ing., Wesel a. Rh.

Allerseelen
Vergiß die Toten nicht u. schmücke ihre Gräber mit Rosen.
Unsere ff. **Wachsrosen** bleiben den ganzen Winter schön und kosten nur Rpf. 50, 75, 90 Pfg.
Papierblumen kosten 100 St. 3.0, 60, 100 Pfg.
Blumenf. Hesse, Dresden, Schaffstr.

Taschenuhr m. geprüft., 33stünd. deutsch. Ankerwerk, Garantieschein f. 1 Jahr.
Nr. 3 Herrentaschenuhr, vernickelt ..... M. 2,10
Nr. 4 versilb. m. verg. Rand, Scharn. u. Ovalbüg. M. 2,90
Nr. 5 dieselbe mit besser. Werk, kleine flache Form. M. 3,70
Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergoldet. M. 5,40
Nr. 7 Damenuhr, stark versilb., 2 vergold.Ränd. M. 3,00
Nr. 8 Armbanduhr m. Lederriemen ..... M. 2,70
Nickelkette M. 0,25, Doppelkette, vergold., M. 0,80, Kapsel M. 0,20, Wecker, gut. Messingwerk, M. 1,85. Versand gegen Nachnahme. — Katalog gratis. — Jahresumsatz über 15000 Uhren.
Fritz Heinecke, Braunschweig 19, Am Schwarzen Berg.



Hautkrankheiten!

Wir heilten u. ärztl. Aufsicht jahrzehnte vergebl. beh. schw. Fälle in kurzer Zeit durch **Miztura Bönderbecke** (ael. gesch.) Grün: b. Flechten a. Art. Lupus (fr. Flechte). Krätze (Bäckerkr.), Fischhaut, Hautjucken, Frost, Geschwüren u. sonstig. Hautkr. 2.30, 3.65, 5.—, 7.50; rot: b. Milchschorf (Grind), off. Beinwunden 2.50, 4.—, 5.50, 8.50. In Apoth. erhältl. Verl. Sie kostenl. Prosp. **Chem. Labor., Essen, Grusonstr. 1.**

Heirat - Einheiraten!

Frl., 20 J., Vermög. u. Grundbesitz; Frl., 20 erin, großes Barvermögen; Frl., 29 J., biet. Einheir. i. Wirtschaft; Fabrikbesitzerstocht. wünscht Akad. od. Kaufm. bis 40 J.; Frl., 30 erin bietet Einh. in Molkerei u. Landwirtsch. großes Barvermög.; Ww., 40 erin, mehrere Häuser i. Großstadt **usw.**

Großinstitut Fortuna
Für katholische Kreise.
Dortmund, Westenhellweg 134.
Zentrale Mülheim-Ruhr, Kettwiger Straße 35. **Ruf 41605.**
Duisburg, Düsseldorf, Köln usw.
Besuchsz. tägl., auch Sonntags. Beamten-Partien vorgemerkt.

Stellenmarkt

Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen **keine Original-Zeugnisse** beifügen. Zeugnisabschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen.

Angebote

Für sofort oder später kräft., ordtl. **Mädchen** (am liebsten vom Lande) zum Bedienen der Gäste u. für Hausarbeit b. voll. Familienanschluß gel. **Kaffee aus Heidekrug,** Münster, Wersestr. 72 Tel. 40 125, 15502

Gesucht wird **Kochlehrfräulein** in gut bürgerliches Hotel ohne gegenseitige Vergütung. Offerten an **Gasthof New-York, Münster,** Telaterstraße 11.

Kontorist(in)
ael. Eisenwarenhändler, etw. 25 J., fl. Maschinenschr., prakt. erf. Buchhalter, der erforderlichen. Verk.- u. Kundschaftsbes. mitbringt kann, mögl. aus Rh.-Westf. Bez. t. sof. gesucht; ferner ein **Lehrmädchen** Eisenwarenhandl. **Rodeck, Dorsten i. W.** Telephon 2000.

Braves, ehrl. **Mädchen** für Haushalt und Garten und zum Bedienen d. Gäste gesucht. 5486
Frau Th. Oepenbrock, Gastwirtschaft, **Nordwalde** Bezirk Münster

---

Für katholische **EHE**anbahnung die größte, erfolgreichste u. älteste Vereinigung:
Neuland-Bund 17
Herne i. W.
Kirchl. Billigung

Gebr. Pianos
v. 280.— ℳ an zu günst. Bed. abzugeben. [5463
Piano Henrich,
Essen, Juliusstr. 6.
Der weiteste Weg lohnt sich!

Gut erhaltenes **Kinder-Fahrrad** für Knaben, zu kaufen gesucht.
Zu erfragen bei C. Wüllner, Stadtlohn. [5497

Eine Klein-Anzeige in den Zeno-Zeitungen hat großen Erfolg.

Heimatbelt vergibt Verlag Vitalis, München 13. [4755

Heiraten

Heirat, Einheirat vermittelt **Frau H. Gerlach Münster,** Mühlenstraße 5. Tägl., a. Sonntags, z. Sprechen. Rückp. Auskunft 30 Pfg.

32j. kath. Handwerker auf dem Lande sucht die Bekanntsch. eines geschäftst. Mädch., von 20—30 Jahr., zwecks
Heirat
Wäscheausst. und 4000—5000 RM. Barvermögen erw. Nur ernstgemeinte Zuschr. m. Bild unt. R G 161 an d. Neuen Emsboten, Warendorf.

Modern eingerichtetes kleineres, aber ausbaufähig
Lebensmittelgeschäft
in Kleinstadt des Münsterlandes (10000 Einwohn.) gelegen, ist umständehalber **zu verkaufen.** Erforderliches Kapital 5000.— RM. Günstiger Liefervertrag mit renommiert. Großhandelsfirma kann übernommen werden. Ladenlokal u. Wohnung geg. angemess. Miete. Interessent. wollen sich unter XP 97930 an die Ala. Annoncen-Expedit., Essen, Juliusstr. 6 wenden. 5498

Seit Jahren erprobt: [5358
Ratten tötet unfehlbar Kemika-Rattengift.



Billiger Dauerbrand, sparsamer Verbrauch, wenig Asche, Schonung des Ofens — alles mit
Ruhr-Anthrazit-Eiformbriketts